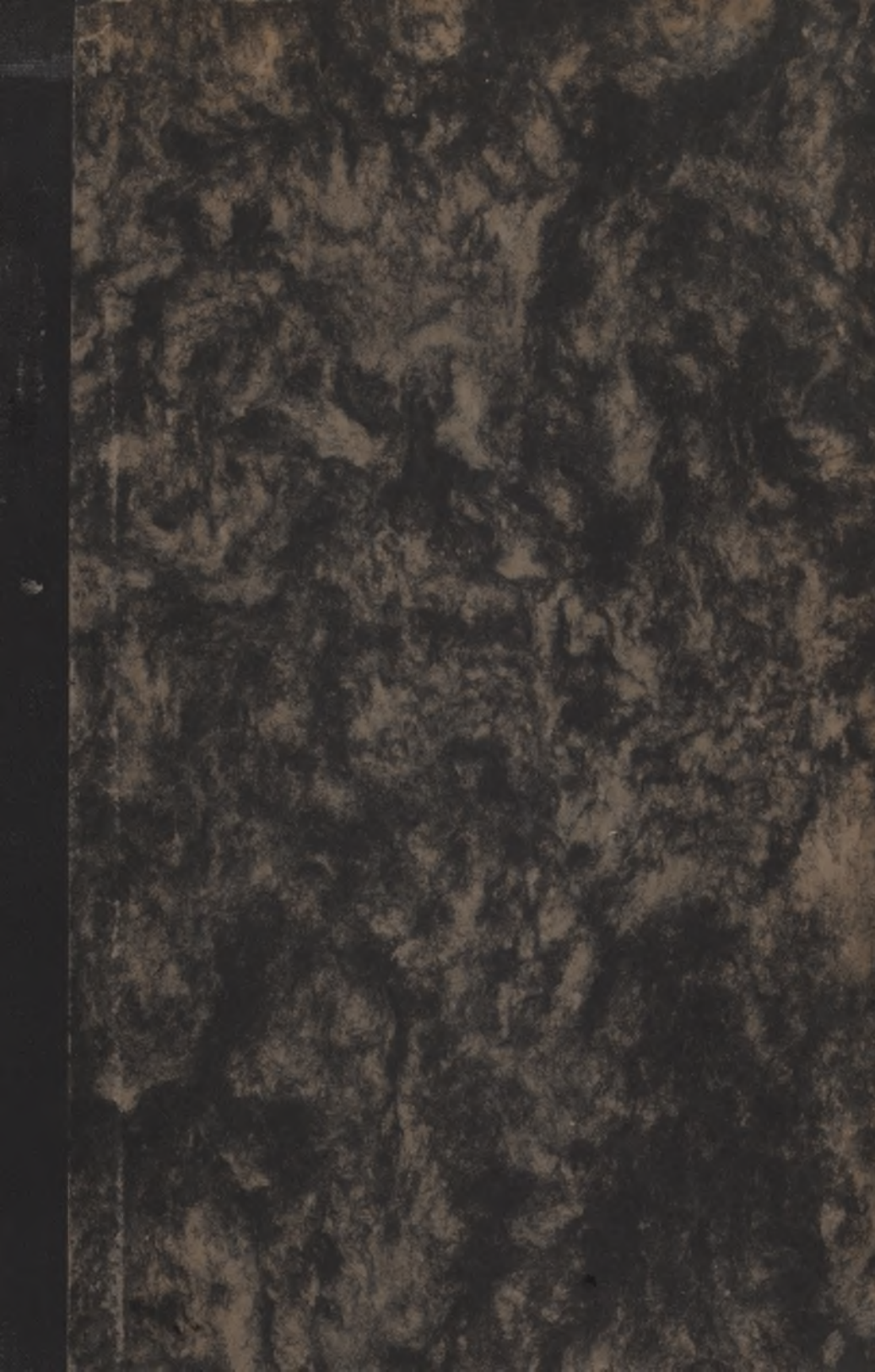






EX-LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUELA SMÓŁKI

W OPOLU

Wie der Schlesier singt, tanzt, spricht



Eine schlesische Volkskunde
von Wilhelm Schremmer



Umschlagzeichnung von
Gerhard Beuthner, Breslau

Inv. No. B. IV. 339



1921

Verlag von Priebeatsch
Breslau und Oppeln



1927. 2. 197



39
Schrem
Wie der

2215 ~~49364~~

Inhaltsübersicht

ZBIORY SLĄSKIE

Erster Teil Seite 1—64

Das schlesische Volkslied 1. Naturgeschichte unsers Volksliedes 7. Das Musikalische 16. Ballade und Liebeslied 18. Der Scherz im schlesischen Volksliede 23. Ernst und Heiterkeit im oberschlesischen Volksliede 28. Sommerfingen 32. Hirtenlieder 33. Zeitlieder 35. Das Malborough-Vied in den schlesischen Bergen 38. Wie Kinderlieder wandern und entstehen 40. Kinderdichtung 42. Verschmelzen zweier Vieder 45. Kunstlied und Volkslied 48. Zum schlesischen Weihnachtsspiel 50. Verarmung und Wiedererweckung des heimatlichen Volksgefanges 52. Wie ich Volkslieder sammelte 59.

Zweiter Teil Seite 65—77

Schlesische Tänze 65. Zur Geschichte und Naturgeschichte des schlesischen Tanzes 70. Oberschlesische Tänze 75.

Dritter Teil Seite 77—105

Schlesische Sprichwörter und Redensarten 77. Oberschlesische Sprichwörter 88. Bauernregeln 89. Das schlesische Volksrätsel 90. Der Vogelruf in der dichterischen Auffassung des Schlesiens 95. Dreischreime 98. Aus alten schlesischen Schenken 99. Volksseele 103.



5

Das schlesische Volkslied

Die überaus reich bewegte geschichtliche Vergangenheit hat dem Schlesier nimmer seine Lieberlust rauben können; wie er auch hin und her geworfen wurde aus den leidvollen Herrschaften, sein Lied sang ihn wieder in die Höhe. In Zeiten, wo mancher Stamm die Dichtung müde beiseite legte, war er es, obwohl er oft zehnmal tiefer im Elend saß als seine Brüder, der sie wieder blitzblank herauskramte. So steht das Lied als Ausdruck des Gemüthes neben jener wunderbaren Beweglichkeit und Zähigkeit, die das Völkchen in der Ebene von der russischen Grenze bis in die vielen Berge hinauf zu allen Zeiten auszeichnete. Ein wahres Wunderland: mit am spätesten, sicher am schnellsten und am glücklichsten von Deutschen besiedelt, zusammengeschmolzen aus den verschiedensten Stämmen, die sich bald als neue Einheit kundgaben, blieb das Neuland für das alte Mutterland mit am fruchtbarsten. Die seltene Anhänglichkeit und tiefe Liebe für die Dichtung und hier für die Musik insbesondere stammt gewiß aus der fränkisch-thüringischen Heimat. Ein Lied zeigt die Höhe aller Lust, und wo heute noch echte Schlesier beieinander sitzen, heißt es sicher einmal: „Sing mer of a Liedla“ und schließlich immer wieder: „Sing mer of no ees!“ Musik darf bei keinem Feste fehlen. Davon erzählen uns schon die alten Berichte.

Als am 24. Mai 1577 Kaiser Rudolf II. in Breslau einzog, war auf der Albrechtsgasse ein schöner Bogen mit einem durchsichtigen Saal errichtet. Von hier tönte eine liebliche schlesische Musik dem hohen Gaste entgegen.

Ein wichtiges Volksfest, ein lustiges Freischießen, das vom Räte der Stadt Reife im Jahre 1612 ausgeschrieben wurde, ist von Georg Reutter, der Armbrust- und Büchschenshütze und zugleich Schreiber im alten Schweidnitzer Zwinger zu Breslau war, in nahezu 4000 Reimen besungen worden („Ausführlicher, wahrer und ganz gründlicher Bericht des Fürstlichen rechten Freischießens, welcher Massen und Weise dasselbe nechst verstrichenen 21. Mai des 1612ten Jahres auff gnädigste Anordnung Ihr. Fürstbischöfl. Durchlaucht, des Erzherzogs und Fürstbischofs von Breslav, Caroli von Einem Ehrenvesten Rath der Bischöflichen Stadt Reif in Schlesien ausgeschrieben durch Georgium Reuttern, Mitburgern in Breslav. 1612“). Das Fest dauerte zehn Tage; eine große Anzahl von Herzögen und Grafen waren mit Räten und Offizieren eingeladen, dazu auch die Städte Wien, Linz, Prag, Grätz in Steiermark, München, Passau, Magensfurt, Leibach u. a. Da wird denn wacker musiziert

mit „Drommeten, Kesseldrommeln, Pfeiffen, Bombhardt, Regal, Zinken, Lauten, Violon, Geigen“; aber

„Auch waren der Jungen gnug vorhanden,
die zu Dienste sein gestanden
und sich zum singen brauchen lassen
lieber, als das sie etwan saßen
inn der schuel oder der Werkstatt.“

Dazu fügt der Chronist lustig hinzu, daß die Sänger allzulange von den Pflichten fernblieben und daß sie deswegen tüchtig gestrichen wurden, aber alle Schläge nichts halfen, weil ihnen „lieber als das Essen der Gesang war“.

Die Chroniken melden uns, daß die Pfeifen, Flöten, Schalmeyen die ältesten Instrumente sind, die oft das Lied begleiten. Noch heute lieben es die Schlesier in den Bergen, zu Festzeiten ihre liebsten Lieder auf allerlei Instrumenten in die Berge zu posaunen.

Undenkbar ohne Gesang sind die großen schlesischen Feste: Kirmes, Hahnschlagen in den Bergdörfern, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Hochzeiten, Taufen, die Hunderte und Tausende auf die Beine bringen. Die neue Zeit hat hier schon manches abgebrockelt, und vieles war früher allgemein, was heute nur noch die Kinder singen und üben. So singen heute nur noch die Kinder vom großen Kampfe in der Natur:

A Tuta hoan mer naußgetriebe,
A lieba Summer breng mer wieder,

wo noch vor fünfzig und hundert Jahren alle dabei waren, wie man den Tod in das Wasser versenkte und voll hunder Bänder das den Sieg der Sonne und das Erwachen der Natur darstellende Sommerbäumchen in das Dorf zurücktrug. Das Singen nahm oft kein Ende. Noch 1786 beklagt man sich, daß Prediger, Schulmeister, Rectoren, Kunstpfeifer, Totengräber, Schornsteinfeger, Turmwächter, Kirchendiener, Stadtbläser und Gassenbögte zu Neujahr alle Häuser mit ihrem Singen belagern. Man sieht, daß die verschiedensten Stände etwas davon verstanden und, wenn es ging, Nutzen daraus schlugen.

Mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges stellen wir auch in Schlesien, wie überall im deutschen Lande, einen Verfall des Volksliedes wie der festgelegten Sitten fest; 1725 zieht in Breslau eine italienische Operngesellschaft ein, einzelne Volkschichten beginnen sich vom Volksganzen abzulösen. Das Gesellschaftslied mit seinen sprachlichen und melodischen Schnörkeleien wird Mode; aber das echte Volkslied ist keineswegs gestorben. Draußen auf dem Lande lebt es noch, und wieder und wieder kann der gebildete Städter dieses echte Naturkind mit seiner Frische und einfachen Schönheit doch nicht aus seinem Herzen ausschließen. Sehr reich ist hier eine Breslauer Liederhandschrift aus dem 17. Jahrhundert, in der oft mitten in allen Seufzern an griechische Göttinnen wieder eine echte Naturblume prangt, wie:

Eufanna willst du mit?

Gy du lieber Fiedelmann, wenn die Mutter will.

Oder:

Gy Bauer laß nur die Kößlein stahn,
sie sint nicht dein, [ein krenzelein.
du trägest noch wohl von Nesselfkraut

Das Nesselfkraut ist bitter und herb,
es brennet sehr, [u reuet mich sehr.
verloren hab ich mein feines lieb, das

Es reuet mich sehr
und tut meinem Herzen weh,
daß ich die Herzallerliebste mein soll sehen nicht mehr.

Wie sehr sich selbst in schrecklichen Zeiten solche echte Klänge in die Herzen gruben, bezeugt uns eine sehr bemerkenswerte Stelle in Logaus „Sinngedichte, drey Tausend“ aus dem Jahre 1654, wo es im zweiten Tausend heißt:

Die Junfer gingen seichte,
Wann's hößlich wo ging zu, so klang ein Reuterslied,
Der grüne Tannenbaum und dann der Bindenschmid.

Das Volkslied kam trotz des großen Krieges schon wieder in die Höhe, aber die Kluft der Stände konnte es nicht mehr überwachen.

Das älteste uns erhalten gebliebene schlesische Kinderliedchen stammt aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Es wurde von Kindern bei Neujahrsumzügen gesungen und muß öfters als Grundlage zu Neujahrspredigten gedient haben; dreimal finden wir es in Predigthandschriften aus dieser Zeit eingestreut und geistlich ausgelegt. Es lautet:

Volge, kint, volge
Ich weis mir eyn holden,
Ich weis in dirre gassen
eynen riche man geseßen.

Hannus mein herre
daz dich got ere
daz dich got ere
Gebet vns eine Gobe

czu desim Neuen iare.
Feuer eynen pseninc,
czu iare eynen schilling.

Dieses Liedchen erinnert an alle die Kindergesänge, die heute noch in Schlesien zum Sommersonntag vor den Häusern erschallen; es weist aber auch auf das alte deutsche Mutterland und auf die uralten Bräuche, die von den Einwanderern in eine neue Landschaft verpflanzt wurden. Aus dem 16. Jahrhundert rettete sich ein längeres schlesisches Mundartlied: „In unsers Nachbars Brosis huf, do geht ein gorten hingen nuß“, das dann Thomas Elsbeth 1599 in Frankfurt in seiner Nieder-sammlung bringt.

Das ältere schlesische Zeitlied hebt sich über einzelne Wirrnisse wie Münz-kämpfe u. a. nicht hinaus. An der österreichischen Geschichte hat es nie wahrhaften Anteil genommen. Zu höherem Fluge hebt es sich aber auf, als preußische Trom-peten im Lande schmettern und das Schicksal des größten preußischen Königs in jahrelangem Ringen auf schlesischem Boden erkämpft wird. Von da ab ist das Zeitlied bis hin zu 1870 nie verstummt; wuchtig schreitet es nun daher, an Spott und fortreißender Begeisterung, an Fröhlichkeit und Schwermut in Wort und Weise gleich stark. Gewiß ist eines der neuesten und schönsten Krieglieder: „Die Sonne sank im Westen, mit ihr die heiße Schlacht“, das 1870 über ganz Deutschland ver-breitet wurde und noch heute viel gesungen wird, schlesischen Ursprungs. Gleich nach der Schlacht bei Königgrätz wird es schon in den schlesischen Bergen gesungen

und ist mehrfach vor 1870 in Schlesien nachzuweisen; 1870 wird es dann auf die Schlacht bei Sedan bezogen.

In der wissenschaftlichen Festlegung der Lieder ist Schlesien den meisten anderen Gauen vorangeschritten. 1842 gibt kein Geringerer als Hoffmann von Fallersleben gemeinsam mit Ernst Richter eine Sammlung von 300 schlesischen Volksliedern heraus, die bis heute eine Mustersammlung darstellt und für die meisten anderen Provinzen vorbildlich wurde. Sie übertrifft an Gediegenheit die Uhlandsche Sammlung aus den Jahren 1844 und 1845, schon weil sie die Weisen mit vollem Rechte in das Forschungsgebiet einbezieht. Nur das echte, wahre Volkslied, das aus dem Volke herauswuchs, ist vertreten. So manches Liedchen flatterte nun aus dem Schlesierland über das große deutsche Vaterland und bürgerte sich schnell ein. Meist war es die anheimelnde Weise, die über die Grenzen hinaus fortklang, so z. B. zu „Gestern abend ging ich aus“, „Liebster Herr Jesu, Herrscher von uns allen“, „Fekund reis' ich fort von hier“, die heute meist zu dem Hoffmannschen Liede „Alle Vögel sind schon da“ gesungen wird.

Seit der Herausgabe der ersten schlesischen Volksliedersammlung ruhte die Sammeltätigkeit, obwohl der Volksliedernborn lange nicht erschöpft war. Hoffmann von Fallersleben plante weitere Veröffentlichungen; politische Stürme aber wehten dazwischen. Auch wurde das Volkslied in jenen Jahren nur von wenigen recht gewertet. Stille Hände blieben freilich in vielen Orten mit handschriftlichen Aufzeichnungen beschäftigt, und manches Liederheft wurde in den vielgeblumten schlesischen Truhen geborgen. Einzelne mit der Erhaltung des Volksgutes beschäftigte Männer, z. B. der treffliche Schriftleiter der „Schlesischen Provinzialblätter, Neue Folge“, Th. Olsner in Breslau, griffen über eng beschränkte örtliche Gegenden hinaus. Auch viele auswärtige Forscher, wie Erk, streiften schlesisches Gebiet. Erst spät erschienen dann zwei neue Sammlungen: Volkslieder der Grafschaft Glatz, Habelschwerdt 1911, Volkslieder aus dem Eulengebirge, Breslau 1912.

Daß gerade die neuen Arbeiten in den Bergen einsetzten, ist nicht verwunderlich. Hier gilt es, noch alles zu bergen; die erste schlesische Volksliedersammlung reicht nur an die Berge heran. Dort oben aber springt der Liederquell munterer als unten in der Oberebene. Beide Sammlungen berücksichtigen besonders auch die Hirtenrufe, die Kinderlieder und daneben das volkstümliche Lied, die bei Hoffmann-Richter nicht vertreten sind.

Alles Singen ist auch beim Schlesier ein Herausheben aus den vielen Sorgen und Nöten der Alltäglichkeit. Dann schaut er wohlgefällig von seiner Scholle in die graue Vergangenheit und kleidet alle Welt in Seide und schneeweißes Linnen. Plötzlich stimmt er oft ein Lied an, um loszuwerden, was ihm das Herz bedrückt, um sich das lästige Schweigen vom Halse zu schaffen, dem stets ein trübes Sichversinnen folgt. Ein leicht hervorstechender Charakter, etwa dem im tirolerischen und skandinavischen Gesange vergleichbar, läßt sich beim schlesischen Volksliede nicht feststellen; doch verleugnet es die Eigenarten des Schlesiers keineswegs. Man

muß schon Land und Leute genau kennen, um das betrachten zu können. Dieses wirkliche Kennenlernen fällt dem Fremden, und mag er noch so lange in Schlesien wandern, meist sehr schwer. Er sieht wunderliche Gegensätze: jubelnden Übermut und Leichtsinne vereint mit stiller Schwermut, rastlose Beweglichkeit neben breiter Umständlichkeit, allen vertrauende Gesprächigkeit neben augenblicklicher Verschlossenheit. Dazu kommen örtliche Gegensätze, der Oberschlesier mit seiner Rauheit und jenes Böllchen dort oben in den Bergen mit dem wehmütigen, kindlichen Lächeln und der noch kindlicheren Sprache: Nu do, nu do! darin ein wahrer Zauber des Rührenden wohnt. Die schlesische Geschichte erschwert des Rätsels Lösung; der Wanderer schnürt sein Bündel und zieht mit dem Rätsel beladen davon. Eben jenes schlesische Gemüt, jene seltene Mischung von Schwermut und Fröhlichkeit, das allen Schlesiern, ob sie nun an der Oder oder in den Bergen wohnen, eigen ist, spricht sich auch im Gesange aus. Hier sind vor allem die Änderungen wichtig, die in Schlesien an den allgemein deutschen Liedern vorgenommen wurden. Oder man betrachte doch nur ein so belangloses Liedchen, wie es in den Bergen beim Rühgehüten gesungen wird:

Kiela wedo-o, Kiela wedo-o,
ho-o-aho-o,
Kiela wedo-aho!

mit seinen langgezogenen Tönen (Volkslieder aus dem Culengebirge, Nr. 188). In der Tonfolge kommt gerade die Mischung und das Sichverschlingen von Schwermut und Fröhlichkeit am glücklichsten zur Geltung. Eigenartig ist zudem der große Melodienreichtum: fünf, sechs Weisen zu einem Liede ist keine Seltenheit. Selbst in kleinen Gegenden ist das festzustellen. Bei meiner eigenen Sammelarbeit habe ich oft bei Dörfern, die kaum fünf Minuten entfernt waren und in täglichem Austausch stehen, völlig verschiedene Weisen gefunden. Jedes Dorf setzt dann natürlich auf seine Weise einen besonderen Stolz. Immer aber bleiben gerade die vielen seelischen Erfassungen eines Liedes für den Betrachter von besonderem Reiz.

Aus allem Sichversinnen blizt schließlich doch der echt deutsche Humor heraus. Dann gießt wieder der Himmel den hellsten Sonnenschein auf das Erdenleben, und auch die dunkelste Nacht sät wieder Sterne. Wieviel Humor steckt nicht allein in Wort und Weise des kleinen schlesischen Liedchens:

- | | |
|---|---|
| 1. Da der Vogel auf'm Baum saß,
Da pfiß er, da pfiß er: La, la . . . | 3. „Mädel, wo bist du gewesen?“
„Im Zimmer, im Zimmer, la, la.“ |
| 2. Da das Mädel vorüberging,
Da rief er, da rief er: La, la . . . | 4. „Mädel, hast dich lassen küssen,
Tu's immer, tu's immer!“ La, la. |

Oder in dem vom Kränzeltkraut:

- Er. 1. Rosel, wenn du meine wärst?
 Nu ja, ja, nu ja, ja!
 Und nach meinem Willen tätest?
 Nu ja, ja, nu ja, ja!
2. Rosel, pfluck dir Kränzeltkraut,
 Du sollst werden meine Braut!

Sie. 3. Kränzeltkraut, das pfluck ich nicht,
 Ich bin jung und heirat' nicht.

Er. 4. Bist du jung und heiratest nicht,
 Bin ich zu stolz und mag dich nicht.

Dieser Humor fehlt auch in schweren Stunden nicht. So ruft der scheidende Soldat 1813 der bitter weinenden Braut zu:

Ade, mein Liebchen! Ich muß fort,
Ich muß nach einem andern Ort
Marchieren in das weite Feld,
Es fehlt mir nur an Geld.

Leb wohl, mein Kind! Es muß geschehn,
Wir müssen jezt zum Kampfe gehn
Nach Eugemburg am deutschen Rhein,
Dabei muß ich auch sein.

Und kehre ich dann einst zurück,
Mein Liebchen, welch ein großes Glück!
Dann kannst du sagen stolz und laut:
„Bin eines Helden Braut.“

Nimmt eine Kugel mir das Bein,
Dort an dem schönen deutschen Rhein,
Komm' ich zurück ins Vaterland,
So wird mein Mut bekannt.

Der Spott hat Schärfe; so fragt das Lied 1812 den aus Rußland fliehenden Kaiser, ob er etwa heiser sei und an die Füße friere. Im allgemeinen sind die Gebirgler auch in Schlesien witziger und beißender als die Leute des flachen Landes. Zahlreich sind natürlich auch die Neckereien auf einzelne Orte und Stände.

Von Balladen, die leider immer mehr in den deutschen Landen verschwinden, hat sich in Schlesien manch prächtiges Stück erhalten, so von dem schönen Hannele, vom Ritter, den die Otter ins Herz sticht, vom treuen Knechte, der mit seinem Herrn stirbt u. a., wie dann noch besonders hervorgehoben wird. Von einer großen Anzahl Lieder wissen wir, daß sie nur auf schlesischem Boden heimisch sind oder sich von hier über andere Gauen verbreiteten, so wohl auch unter manchen anderen das herzige Liedchen: „Ach Blümlein blau, verdorre nicht, du stehst auf grüner Heiden.“ Alle die Lieder, die nur für Schlesien allein belegt sind, singen nicht etwa nur von heimischen Ereignissen, sondern heben sich allermeist in die Höhe allgemeiner Gefühle und Anschauungen. Die in allen deutschen Gauen bekannten alten Volkslieder vom Schloß in Österreich, vom Bäumlein im tiefen Tal usw. sind natürlich auch in Schlesien verbreitet. Ob Norden, Süden, Westen oder Osten, es gibt nur ein deutsches Volk. Heimatliche Lieder sind fast durchweg die mundartlichen Lieder. Die Mundart ist im schlesischen Liede nicht so stark vertreten wie im Gesange anderer Gegenden. Meist sind die mundartlichen Lieder scherzhaften Inhalts, wie das vom Bruder Malcher. Bekannt ist ja hier das Lied vom schlesischen Bauernhimmel:

Hopja, hopja! rüber und näher
Gimmer a Guschla, iew ga der's wieder.
Wenn ber warn ei a Himmel kumma,
Got die Ploag a End genumma.

Ei dam Himmel ies a Laba,
Nischt als lauter Kucha und Baba,
Laberwurscht und Zwiebelstüch
Got ma täglich uf dam Tische uff.

das mehrfach, nicht zum Glück umgedichtet, in andere Landschaften getragen wurde, so vom Pfarrer Orth vor 1830 in das benachbarte Böhmen.

Auch beim volkstümlichen Liede, das in Schlesien Eingang gefunden hat, zeigen sich durch die Landschaft, durch Stimmung und jeweiligen Geschmack verursachte Änderungen, die bemerkenswert sind; hier und da werden Strophen dazu erfunden, manches gestrichen, und gar vieles fällt in das Reich der Undeutlichkeit. Nährselige und schaurige Gegenstände werden bei der Aufnahme bevorzugt; die

Verworrenheit stört das Singen nicht, wenn eine schöne, leicht singbare Weise zugrunde liegt.

Eine reiche Ernte ist schon geborgen, aber noch ist der Born der ungehobenen Lieder tief. In alten Zeitschriften, Kalendern, Jahrbüchern, liegt noch viel altes Gut, hier und da auch in Museen und Büchereien. Auch die Zahl der bisher unbenützten Liederhandschriften ist noch groß. Das Wertvollste stellt aber immer wieder das noch von alten Leuten gesungene und noch unaufgezeichnete Lied dar. Hier tut Eile not. Denn unaufhaltsam rückt auch für Schlesien der Niedergang des Volksliedes heran. Schon wird es auch in den Wald- und Bergtälern stiller und stiller.

Wie überall in den deutschen Gauen hat auch in Schlesien die Obrigkeit herzlich wenig Verständnis für die Naturgeschichte des Volkes gezeigt. Pfarrämter, Landräte, Dorfgewaltige zogen gegen das Dorflied los; man wetterte gegen die Spinnstuben, verbot das Singen unter der Dorflinde, den Dorfrundgang und stieß sich an der Fröhlichkeit, die doch nur zu natürlich ist. Schon 1605 wird in einer alten Dreidingsverhandlung im Grünbergischen „abgeschlossen und verboten, des Nachts im Dorfe auf und nieder zu gehen mit Fauchzen, Singen und Nachtpöken“, und in einem anderen Artikel geht es den Roden- und Lichterabenden an den Kragen. Unter der preussischen Herrschaft wurde die Sache nicht etwa besser. Was wurde damit erreicht? Man trieb die Leute in die Tangelangel und auf die Tanzböden und zog die Vergnügungen zweifelhafter Art groß. Heute aber schreit man an allen Enden nach dem Volksliede.

Mit dem Sterben des Volksliedes hat es freilich noch seine Zeit. Das Volk erwies sich stets widerstandsfähig. Draußen pflügt noch der Bauer seine Scholle, die Ruhglocken erklingen, die Sonne verglüht hinter den Bergen, der Sturm rast durch die alten Bergtäler, und der Nebel webt das alte Träumen. Es gibt noch genug Leute im Lande, die es mit dem Worte halten, das einst einer der Vorväter fein säuberlich in eine Handschrift eingezeichnete und wohl dazu sang:

Ach Gott, du wollst mir geben		gesundes leben
in diesem Mehen grün		und ein fröhlich lied.

„Der Schlesier kann seinen Sonntagsrock nicht ausziehen, ohne dabei zu singen“, heißt es im deutschen Volksmunde.



Werfen wir einen Blick in die Naturgeschichte unseres Volksliedes. Es wohnt an allen Orten seine einzigartige Schönheit. Aber nur, wer es draußen, wo es aufwuchs, antraf, hat es wirklich erlebt. Wo erlebte ich es einst? Unter der alten, breiten Linde, da Kinder im Kreise sprangen, auf der Landstraße, ein Trupp Soldaten zog heimwärts. Dann erklang es aus dem Munde fröhlicher Wandergesellen herüber, erschallte hinter dem Pfluge, in der Bauernstube, beim Abendgrauen in der Heide. Und einmal — ich erinnere mich

genau — erlebte ich es sonderlich in einer stillen Sommernacht in einem Walddorfe; da sang eine tiefe, unbekannte Stimme höchste Freude und tiefstes Leid durch die Nacht. An einem andern Abende waren es alte Weisen, die ein Trompeter in ein Waldthal blies. Dann lauschte alles gespannt. Bei solchem Erleben hörte ich ausrufen: „Es gibt nichts Schöneres als ein Volkslied!“ Zu dem Liede gehört die große, weite Natur mit ihrem Sommerglanz, Waldeesgrün und den echten, gesunden Menschen, die noch fest auf dieser Erde stehen und noch den Himmel über sich erblicken. So erlebten die größten deutschen Dichter und Musiker einst das Volkslied und standen gebannt in der Macht dieser Worte und Töne. So wollte z. B. Mozart alles hingeben von seinen Werken, wenn er nur eine einzige Weise, der Volksweise gleich, erfunden hätte.

An die große, freie Gottesnatur haben wir zunächst zu denken, wenn wir vom schlesischen Volksliede reden wollen. Das Volkslied ist in Wort und Weise ganz Naturlied; es wahrte in den verschiedensten Formen noch jene Naturlaute, die aus Sprache und Gesang immer mehr verschwinden, je weiter die Natur von dem Menschen rückt. In diesem Natürlichen liegt jener „Zauberschall“ begründet, der immer wieder in die Herzen klingt. Um die Lieder webt die freie, kräftige Luft des weiten Landes, Tannenbust und Erdrauch. Darum alle die Jugendfrische, die in Jahrhunderten nicht verloren geht und immer wieder neu und lebenskräftig aufersteht. Es gibt Zeiten, in denen Volkslieder langsam verfliegen. Sie werden wieder ausgegraben, und fest und munter springen sie wieder dahin; man merkt ihnen nichts an, daß sie geruht haben. Wie die Natur, tragen Volkslieder etwas von der ewigen Jugend in sich. Die größten Dichter haben sich an den Liedern herangebildet und immer wieder holte man sie als Maßstäbe echter Dichtung hervor.

Das Volkslied ist unbefangen wie die Natur; bei allem Schaffen fehlt die Absichtlichkeit irgendwelcher Wirkungen. Es ist dieselbe Dichtung, wie sie in den Sagen und Märchen lebt. Immer neue Formen werden unbewußt hervorgebracht; das Dichten ist keinerlei Spiel, es ist tiefstes Drängen der schöpferischen Seele. Der Zug zum Einfachen und Gemüthlichen, um den sich viele Kunsdichter unendlich mühen, ist hier selbstverständlich. Stets bleibt die Einheit von Natur und Geist gewahrt, wie fest auch immer die Dichtung auf der Wirklichkeit aufgebaut wird. Wir können überall feststellen, daß das Volkslied nicht nach bewußten, künstlerischen Gedankenreihen schafft und doch kunst- und gedankenvoll ist. Unbewußt und auf gut Glück wird nach der Schönheit gegriffen. Von hier aus baute man erst gedanklich auf, was denn eigentlich wahrhafte Dichtung sei. Schon das allein macht deutlich, wie unsinnig es ist, wenn man Volkslieder dichten will. Volkslieder werden nicht gedichtet, sie wachsen wie die Feldblumen auf und fliegen wie die Sommerfäden über das Land. Welche Einfalt steckt oft allein in einer einzigen Strophe:

Joseph nahm Maria an der Hand
Und führte sie bei Mondenschein bis nach Aegypterland.

In keinem deutschen Volksliede wird das Leben verneint; Humor verkündet das Unglück. Alles Leid ist schließlich nur ein Wechsel der Form; die Sonne am Himmel scheint wieder, und die Ewigkeit harret unverrückt. Das Leid trennt wohl liebende Menschenkinder; doch nach dem Tode werden sie wieder vereint:

In's Morgenrot, in's Morgenrort
Will ich begraben sein;

Denn da wohnt ja mein Feinsliebchen
So ganz allein.

Hinter allem Menschenleben bleibt die große Güte Gottes bestehen:

Was soll ich denn immer so traurig sein,
Wenn mir's gleich übel ergeht?

So laß ich den lieben Gott walten,
Der alles am besten versteht.

Dieser Gott straft alle Vergehen; er hilft aber auch dem reinigen Sünder. In Tannhäusers Händen fängt der Stab wieder an zu grünen. Es ist weiter nur echt natürlich, daß kein Volkslied etwas von dem verderblichen Klassenstreit kennt. Neid und Habsucht sind dem natürlichen Menschen fremd. Bei aller seelischen Verklärung bleibt aber immer die Naturwüchsigkeit gewahrt, die vor einer gewissen Verbtheit nicht zurückweicht. Diese Verbtheit ist aber kerngesund und hat mit der Gemeinheit des Gassenhauers nichts zu tun. Hinter der Naturwüchsigkeit steckt eine gesunde Lebensfreude. Das sehen wir am besten an den vielen Scherz- und Spottliedern.

Is war amol a klenner Moan, he, juchhe!

Dar wullde a grußis Weibla hoan . . .

klingt es. Keck wird in das Leben hineingegriffen. Der Torheiten sind so viel in dieser Welt. Gerade sie sollen gezeißelt werden. Für den natürlichen Menschen bleibt aber alles natürlich und alles Krankhafte lächerlich. Man sehe die vielen Tausende von Volksliedern durch, die Scherz und Spott nicht verachten; welch' freier Hauch weht darin! Wie keck ist schon der ganze Wurf, den Goethe immer wieder bewunderte! Leute, die so sagen und singen können, stehen im Vollgefühl ihrer Gesundheit. Ihr Singen ist ein Herausheben aus der Wirklichkeit. Eben diese Wahrhaftigkeit, die klar sagt, was wirklich ist, macht die Volksdichtung zur lautersten Quelle; denn Wahrhaftigkeit ist oberster Grundsatz aller Dichtung. Nichts ist am Volksliede unlauter, geschminkt und unrein; drückt es Gefühle aus, so sind diese eben wirklich vorhanden und nicht, wie man es sonst oft beobachten kann, bloßes Ergebnis des Verstandes. Es gibt auch bei der Volksdichtung manche Mittelware. Es ist und es kann nicht alles erstes Gut sein. Aber Echtheit und Ehrlichkeit bleiben doch stets gewahrt.

Es ist nicht verwunderlich, daß wir in den Volksliedern überall Naturbeseelung antreffen. Im Liede sprechen Blumen, Bäume, Tiere; sie sind dem Menschen ganz gemütsverwandt und mitwissend. Wie teilnehmend sagt nicht der Haselbaum zum Mädchen, das lustig zum Tanze springt:

Gott grüß dich, feines Mädelein,
Warum bist du so feine?

Und darauf die herzliche Bitte:

Ach Mäb'lein, liebes Mädelein,
Geh nur nicht so alleine.

Maß das Mädchen aber durchaus keine Lehre annehmen will und gar droht, kommt es spottend und doch ernst herüber:

Und haun sie mich im Winter ab,		Ein Mädchen, das die Ehr verliert,
Grün' ich im Frühjahr wieder,		Die kriegt sie nie mehr wieder.

In alle Geheimnisse des Menschenlebens ist die Natur eingeweiht. Wenn höchster Liebesgram in Worten lebendig werden soll, heißt es im Volksliede kurz:

Ist alles dunkel, ist alles trübe.

Der finstere Himmel gleicht dem verlassenen Menschenkinde. Immer, wo Geistiges anschaulich werden soll, greift der Volksdichter in die Natur; selbst für so schwierige Begriffe, wie z. B. die Ewigkeit, wird ein Naturbild herübergeholt:

Und wenn alle Steine		Dann wird meine Liebe
Werden Möselein,		Zu Ende sein.

Dadurch aber gewinnen alle Lieder jene hervorragende Anschaulichkeit. Jedes Naturbild wird nur angedeutet und scharf umrissen; eine breitere Ausführung ist gar nicht nötig, da ein jeder noch selbst in der Natur steht. Das Volkslied ist gar nicht möglich ohne Vögel, Blumen, Sonnenschein, Wald und Wiese; die Natur gibt ihm alle Stimmung, Jugendfrische und Schönheit.

Scharf umrissen ist auch die Sprache. Hier leben noch uralte Formen der germanischen Volkssprache. Mit alten, einfachen Mitteln werden große Wirkungen erzielt. Der Fluß der Sprache gleicht dem Bergquell; er reißt alles vorwärts. Schon die Einführung ist kurz und doch sehr klar und anschaulich.

Es standen zwei Binden unten im Tal,		Darunter zwei Verliebte saßen
War'n oben breit und unten schmal,		Vor Freude ihr Leid vergaßen,

wird knapp aber sehr eindrucksvoll gesagt. Die Landschaft liegt vor uns, und zugleich ist die seelische Einführung beendet. Alle Aufmerksamkeit wendet sich nun den Personen zu. Meist wird die Landschaft nur mit einem Strich angedeutet. Dann heißt es nur „Groß Glogau ist eine schöne Stadt — Bei Sedan auf den Höhen“ und schon steht der Hörer mitten drin in der Handlung oder in seelischen Betrachtungen. Oft erfahren wir erst nachträglich und nebenbei etwas von der Umgebung:

Es waren zwei Königsfinder,		Sie konnten zusammen nicht kommen,
Die hatten einander so lieb —		Das Wasser war viel zu tief.

Überall rechnet das Volkslied mit der Mitarbeit der Sänger und Hörer. So werden Mittelglieder beim Fortgang der Handlung übersprungen, Sinnesänderungen und Gefühlsbewegungen gar nicht gekennzeichnet und räumliche, zeitliche Verschiedenheiten ganz außer acht gelassen. Nicht selten wird die Handlung kurz abgerissen, und es bleibt dem Hörer übrig, sich um den seelischen Abschluß zu bewegen. Damit gewinnt der gesamte Aufbau an dramatischer Wucht. Der Volksdichter hat gar keine Zeit, überflüssige Worte zu machen; hinter seiner Sprache pocht eine bewegte Seele. Wie groß auch immer der Reichtum in der Volksliedersprache sein mag, wie unerschöpflich sie, gleich der Mundart, auch

weiter quillt, es wird stets auf einen festen Wortschatz zurückgegriffen. So treffen wir überall auf bestimmte Beiwörter. Es wird gesagt: früher Tag, rotes Gold, grünes Gras, kühler Wein, weites, breites Feld, junger, feiner Knab', tiefes Thal, Feinsliebchen, schwarzbraunes Mägdelein. Ebenso beliebt sind gewisse Eingangswörter: Und als der helle Tag anbrach — es war einmal, es zogen, es kamen, es blühen Werden Zahlen gebraucht, finden stets die ungeraden Zahlen Verwendung; denn sie allein verbürgen nach dem Volksglauben Glück. Drei ist die Lieblingszahl: Es zogen drei Burschen — Drei Lilien, . . . darin drei Grafen war'n.

Größte Freiheit herrscht im Versbau. Die äußere Form ist oft vernachlässigt; das kann niemanden verwundern, der an die Entstehung des Liedes denkt. Das Volkslied wird ja nicht in dem herkömmlichen Sinne gedichtet; es wächst beim Gesange auf und bleibt eine freie Gestaltung der erregten Seele. Nie will es, wie es die Kunstdichtung oft liebt, durch allerlei Ziermittel den Hörer blenden. Nach altem Muster zieht es ein Reim mehr auf die Ähnlichkeit als auf den Gleichklang. Damit wird aber — man betrachte nur irgendein Volkslied daraufhin — die Wirkung durchaus nicht abgeschwächt. Die gleiche Tatsache läßt sich auch bei unsern größten Kunstdichtern, wie z. B. bei Goethe, leicht feststellen. Es ist allein das Seelische, das wirkt. Dazu bedarf es durchaus nicht des reinen Reimes. Immer ist das Volkslied beim Gebrauch der vielen dichterischen Formmittel sparsam; es liebt keinerlei Übertreibungen, und es hat auch keine nötig. Es begnügt sich allermeist mit den alten Mitteln: Gleichstellung, Gegensatz, Steigerung, Lautmalerei, um den Fortgang der Handlung zu beleben. In der Einfachheit liegt alle Größe. Hier berührt sich die höchste Kunstdichtung mit der besten Volksdichtung.

Das Wesen des Volksliedes ist Gesang; ohne Weise ist das Volkslied nicht denkbar. Volkslieder sollen darum nie gelesen, sondern immer gesungen werden.

Auch in der Weise redet die Natur. Sie bewegt sich in den natürlichen Stufen und liebt einfache Schritte. Einen besonderen Naturgesang stellen die Tobler dar. Im schlesischen Volksliede sind sie auch vorhanden. Immer wieder hat man beim Volksliede auf diese Einheit des dichterischen und musikalischen Ausdrucks hingewiesen, der in der Kunstmusik so selten erreicht wird. Das Gemüt strömt auch in die Töne aus; diese helfen die Worte beleben. So ist das Ganze, Wort und Weise, Leidenschaft und Empfindung.

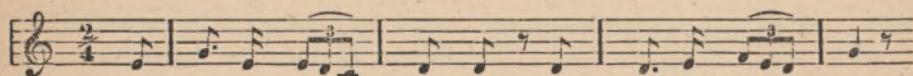
Wie ist das zu erklären? In den meisten Fällen haben wir beim Volksliede im Dichter auch den Erfinder der Weise zu suchen. Wort und Weise blieben seelisch verbunden. Oft wurden nach einer beliebten Weise erst die Worte gegossen. Und doch stets derselbe wunderliche Einklang! Das ist schließlich nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wie Wort und Weise miteinander und nacheinander aufwachsen.

Im Mai 1907 hörte ich in einem schlesischen Gebirgsdorfe ein völlig neues Lied singen. Es befand ein örtliches Ereignis, den jähen Tod eines beliebten Dorfbewohners. Wort und Weise rührten von einem früheren alten Dorfmusikanten her. Das Lied hielt sich nicht im Gedächtnis der Leute. Viel wichtiger ist, wie der Dichter vorgeschritten war. Er hatte zuerst die erste Strophe gedichtet, dann die Weise und danach die weiteren Strophen. Das gibt überaus wertvolle seelenkundliche Aufschlüsse für die seelische Einheit von Wort und Weise. So sind wohl auch die meisten Volkslieder entstanden. Greifen wir zur Betrachtung z. B. das Lied von der Nonne heraus. Den Grund für das Lied legt das Wort. Der Dichter hat einfach erzählend, wie die Empfindung ihn drängte, begonnen:

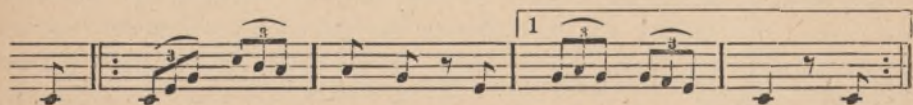
Ich stand auf hohem Berge
Und schaut' hinab ins Tal,

Damit ist die Einführung beendet. Die Landschaft liegt vor uns, die hohen Berge, das Tal und das weite Land, das vom Strome durchglänzt wird. Nun kommt die seelische Erregung, die alle weitere Handlung bestimmt und der sich alle Aufmerksamkeit zuwendet:

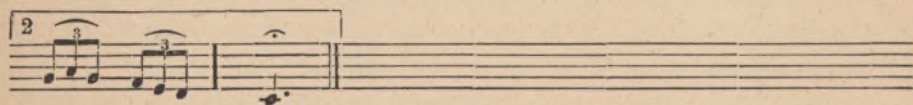
Ein Schifflein sah ich schwimmen, worin drei Grafen war'n.
So schreitet auch die Weise vor. Auch sie beginnt einfach berichtend:



Ich stand auf hohem Ber - ge und schaut hin - ab ins Tal;



ein Schiff-lein sah ich schwim-men, wo- rin drei Gra-fen war'n, ein



rin drei Gra-fen war'n.

und fährt weiter erzählend fort, indem sie den Bericht zugleich bei „Tal“ zu einem Ruhepunkte bringt.

Jetzt aber naht auch für die Weise die Erregung; voller Inbrunst schwingen sich die Töne hinauf und springen in drei Schritten nacheinander vom niedrigen zum höheren Achtschritt. Man merkt die starke, plötzliche Gefühls-erregung, die sich dann gegen den Schluß wieder hinabneigt.

Diese Bewegung wird der Seele noch besonders durch Wiederholung eingepägt. Wort und Weise sind aus dem Herzen geströmt. Die Musik hat ihre Aufgabe, das Wort zu beleben, erfüllt. Von Strophe zwei an übernimmt sie die Führung. Immer muß der Dichter erzählend beginnen und die Erregung in die zwei Schlußzeilen verlegen:

2. Der jüngste von den Grafen,
Der mit im Schiffelein war,
Gab mir einmal zu trinken
Ein Glas voll süßen Wein.

3. Er zog von seinem Finger
Von Gold ein Ringelein.
„Hier hast du, Hübsche und Feine,
Das soll dein Denkmal sein.“

4. „Was nuht mich denn das Denkmal sein,
Wenn du nicht kannst werden mein?
Ins Kloster will ich gehen?
Will werden eine Nonn'.“

So können wir das Gedicht hindurch denselben Bau beobachten; immer erhalten die letzten zwei Verszeilen einen bedeutsamen Gefühlsanstoß, der zugleich neue Verbindungen schlägt. Es ist wohl anzunehmen, daß der Volksdichter das alles ganz gefühlsmäßig ausübt. Nicht überall gelingt es freilich, die Verknüpfung von Wort und Weise so vollkommen zu erhalten. Die Sprache und der Fortgang der Handlung können unüberwindliche Hindernisse bereiten. Dann fallen einige Verszeilen aus dem Rahmen heraus. Aber überall spüren wir im Volksliede daselbe Gesetz des gegenseitigen seelischen Verweilens. Darin ruht die Unsterblichkeit der Volksmusik. Der natürliche Mensch kennt kein Dichten ohne Singen. Redt wird in der Weise im Volksliede das Gedankliche erfaßt. Es ist derselbe Wurf wie beim Wort. Es läßt sich nicht zergliedern, sondern nur fühlen, so z. B. wenn der Volksdichter für den Gedanken des bekannten Scherzliedes „Is woar a mol a klenner Moan, he, juchhe!“ jenen musikalischen Ausdruck findet: Volkslieder aus dem Culengebirge, Nr. 144.

Oft sind zu einem Liede verschiedene Weisen im Umfange, die alle an Schönheit miteinander wetteifern können. Es kommt nicht darauf an, daß der, sondern daß ein seelischer Ausdruck gefunden wird. Bemerkenswert an der Volksweise bleibt, daß sie sich, wie Wagner hervorhebt, „in langatmigen, froh und doch sehnüchlich geschwellten Zügen“ kundgibt. Wie das Volk seine Lieblingsstrophen hat, die oft wandern, so besitzt es auch seine Lieblingsweisen, die oft das Muster zu neuen Liedern geben. Die Weise wirkt wie die Farbe in der Zeichnung. Fehlt der Dichtung der Ton, hat der Ton keinen Fortgang, ist es mit der Verbreitung und Zukunft der Dichtung vorbei. Am Gesange hängt alle Liebe und Freude.

Ist die Weise wohl gelungen, reißt sie über manche Schwäche im Wortlaut hinweg.

Wie entstanden die Volkslieder? Diese Frage erläutern, heißt das Wesen des Volksliedes erläutern. Gerade hier ist der Streit entbrannt. Als Herder den Ausdruck „Volkslied“ prägte, ahnte er nicht, wieviel Mißbrauch einst damit getrieben werden sollte. Der Begriff „Volk“ ist zu dehnbar; viel schärfer wäre die begriffliche Fassung „Naturlied“ gewesen.

Der Begriff Volk ist nicht in geschichtlichem Sinne zu nehmen. Der Pöbel scheidet aus; denn der singt niemals, sondern schreit nur. Aber auch die von der Bildung angekränkelten oberen Stände haben mit dem Volksliede nichts zu tun. Für das Volkslied gilt das Damals mehr als das Heute. Damals, zur Blütezeit

des Volksliedes, ging wohl noch derselbe Klang durch alle Stände, vom Fürsten herab bis zum Bauern und Landsknecht, da war das Lied noch eine wirksame Macht im Leben jedes einzelnen Menschen. Es wurde wie das liebste Gut geschützt. Unter der Dorflinde, in Spinnstuben und Frauenzimmern erscholl es. Das Leben wogte noch nicht so hastig; die Seelen hatten noch Zeit zum Träumen. Wohl gab es damals schon Städte, aber noch keine Großstädte wie heute. Wanderburschen zogen durch das alte Stadttor, der Mondschein fiel silbern in die schmalen Gassen und auf die hohen Giebelhäuser. Da ist manch Lied am Tage und in sternenheller Nacht in Dorf und Stadt erklingen. Die Menschen kannten noch Lebensfreude ohne Neid. Die Luft der Stände war noch nicht aufgetan. Schon zur Burgzeit setzte die Zerküftung ein, die der Dreißigjährige Krieg vollendete. Oft schlug freilich noch der Geist zum Gemeinsamen durch. An das Aufblühen des Bauern- und Bürgertums haben wir vor allem zu denken, wenn wir nach dem Dichter fragen.

Wer formte zuerst Lieder? War es der Volksgeist, das Volk, wie man oft vermeint? Man hat seit den Brüdern Grimm oft diese Meinung wissenschaftlich zu begründen gesucht. Dann wurde das Volk als geistige Vielheit von Menschen, die noch vor der Kultur liegt, erklärt; diese Vielheit sollte als Bewußtsein der Gemeinde wirksam sein. Die Ansicht ist schon allein seelenkundlich undenkbar. Immer ist es ein einzelner, der zuerst das Volkslied sang. Das Volk, als Masse gedacht, hat nie gedichtet und wird nie dichten. Die Verdienste des Dichters, der durch seine Begabung aus dem Volke herausragte, blieben im stillen. Wichtig ist, daß der Sänger wirklich dem Volke angehörte. Die dichterische Gabe ist aber, wie Goethe sagt, „dem Bauern so gut gegeben als dem Ritter“. Hervorragend seelische Erlebnisse gaben die Ursache zum Dichten. Wie das Lied erklang, so klang es weiter, immer vorausgesetzt, daß es überhaupt im Volke Aufnahme fand. Denn Tausende von Liedern wurden gedichtet, sie kamen und gingen wie die Tage, ohne daß das Volk sie für wert hielt, sich mit ihnen zu beschäftigen, an ihnen zu bessern und zu ändern. Das Volk ist und bleibt ein unerbittlicher Richter. Echte Volkslieder setzten eine lange Mitarbeit voraus. Traf das Lied die Gesamtstimmung nicht, hatte es auf die Dauer keine Kraft. Das Volk ist der Träger der Gefühle und Empfindungen, der Gedanken; der Dichter spricht alles nur aus. Immer mußte der Inhalt menschlich, die Form einfach sein, die Erinnerung an das schon Gehörte wecken. Daß der Name des Dichters verloren ging, ist volkshundlich verständlich. Das Volk hat am Inhalte Freude und fragt nicht nach dem Verfasser. Die Verneinung des persönlichen Rechtes ist beim Volksliede eine bloße Nebenerscheinung wie die gedächtnismäßige Überlieferung. Auch die Volksläufigkeit ist noch kein wesentliches Zeichen des Volksliedes. Nicht jedes Lied, das vom Volke gesungen wird, ist darum schon ein Volkslied. Fremdes, unechtes Gut stellte sich, wie auf anderen Gebieten, auch hier, freilich nur auf kurze Zeit, ein. Immer setzt das Volkslied die wirkliche Arbeit der Vielheit voraus, bedingt die freudige Aufnahme eines Liedes durch die Menge auch Lebensfähigkeit. Die augenblickliche Ver-

breitung ist nicht das Wesen eines Volksliedes. Bei der begrifflichen Festlegung ist mir allein zweierlei wesentlich: erstens Ursprünglichkeit, zweitens Aneignung. Die Ursprünglichkeit wird erschlossen aus der Gefühls- und Naturunmittelbarkeit, der Einfachheit, der Lebenskraft; die Aneignung bedingt Aufnahme und Weiterentwicklung des Liedes im Volke. Wohl läßt sich die Urform eines Volksliedes nicht feststellen; die Mitarbeit des Volkes kann aber leicht an volkstümlichen Liedern erforscht werden. So gibt es vom Volksliede zum Kunst- und volkstümlichen Liede hinüber wohl viele Übergänge, aber auch scharfe Unterschiede. Stets wird sich das Volkslied als Ausdruck einer wirklichen Arbeits- und Lebensgemeinschaft und Naturunmittelbarkeit vom Liede des Kunstdichters, der sich durch seine Bildung über die Masse erhebt und ihr nicht angehört, unterscheiden; doch werden sich stets die edelsten Erzeugnisse des Volksängers durch Kraft und Wirkung denen des Kunstdichters nähern.

Die Änderungen, die am Volksliede von der Masse vorgenommen werden, sind äußerlich und innerlich. Bei jedem neuen Singen sind neue Entwicklungen möglich. . Mancherlei Änderungen sind ganz absichtslos. Diesen Aufschluß geben Änderungen an Kunstliedern, deren Urform gedruckt festliegt; Erinnerungsbilder stellen sich ein, Angleichungen an beliebte Vorbilder sind häufig. Zu diesen Angleichungen führen die allgemeine Stimmungsgleichheit, die Ähnlichkeit des Versmaßes. Volkstümlichkeit schließt den Sinn des Bekannten in sich und bedingt immer Mitarbeit, Selbsttätigkeit.

Von dem Wesen des Volksliedes ist seine Bedeutung nicht zu trennen. Lange hat das Volkslied im Verborgenen gelebt. Als es dann ausgegraben wurde, übte es die nachhaltigsten Wirkungen. Es ist der Jungbrunnen der vaterländischen Dichtung geworden. Alle deutsche Kunstdichtung hat die Volksdichtung zur Voraussetzung.

Gerade im Völkischen liegt die Hauptbedeutung. Als die Romantiker begannen, deutsche Volkslieder zu sammeln, wollten sie das Heimische zu Ehren bringen. Zum Volksliede zurückkehren hieß zum Volkstum zurückgreifen.

Im Liedererschätze des Volkes spiegelt sich die Sprache, die Denkart, die ganze Eigenart und Urwüchsigkeit und Natürlichkeit der Bewohner. Alle Bewegung der Seele pocht darin; Sitten und Gebräuche der Vorwelt blieben bewahrt. Zu den Menschen- und Gemütsgestaltungen einzelner Landschaften liefert es wichtige Beiträge. Oft ganz allein. Tausende der zartesten und feinsten Geständnisse, alles Denken und Fühlen, das sonst niemand erforscht hätte, liegen in dem Volksliedererschätze einer Gegend klar zutage. Volkslieder sollen nicht allein als Dichtung, sondern immer auch als vaterländisches Gut betrachtet werden.

„Rein und innig, ungemischter vielleicht als in irgendeiner Erscheinung, offenbart sich das Grundgefühl einer Nation in ihrem Volksliede“, sagt F. Th. Vischer in der Kritik von Scherers „Deutschen Volksliedern“. Das schlesische Volkslied ist ein deutsches Kind. Der Vergleich zeigt, wie sehr es an die allgemein

deutschen anklingt in der völkischen Gefühlstiefe, in der Naturbeseelung, im Humor, in der Liebe zur Heimat, zum Vaterlande, in der Hochhaltung der Treue, der Familie, des Rechts, im Sichversenken in die Gottheit, im allgemeinen sprachlichen Aufbau, in der Einfachheit, im sprunghaften Fortgange, im Gebrauche der dichterischen Mittel, den Formeln, Beiwörtern, Zahlen, Schilderungen, dem Gebrauche der Naturbilder, der Anwendung der Lautmalerei, der Wiederholung.

Die Musik des Volksliedes wird allermeist übergangen. Darum noch diese besonderen Hinweise. Für das Volk ist die Musik allein die Kunst des Gefühls. Nur Weisen, die zum Herzen sprechen, werden volksläufig. Alles, was dem musikalischen Denken zu weiten Raum gibt, wird abgelehnt. Der Volksfänger hat die Weise so hingesezt, wie sie zu ihm kam, als mit schlagenden Pulsen die Erregung des Augenblickes seine musikalische Phantasie fortriß. So öffnet sie alle Quellen des Gemütes, das sich im rohen Lärm des Alltags wund schlug, und wirkt von Herzen zu Herzen.

Natürliche Augenblicksdichtung ist auch musikalisch die Geburtsstätte des Volksliedes. Beim Triumph, bei Klage, Arbeit, Freude und Trauer erklangen die ersten Töne. Oft war es wie heimliches Atemholen zwischen der Arbeit, oft der Drang des Taktmaßes, der zur Musik führte. Ein jeder kann sich heute noch überraschen, wie er aus innerem Notdrange der Empfindungen in die freie Gottesnatur hinausgingt. Die fanden sich beim Volksliede schon in den ersten Anfängen, als sich das Gefühl in die Weite dehnte. Das Volkslied verwahrt noch die Naturtöne der Menschheit, die noch nicht zur Kultur hinaufschritt. Es sind die Töne, die in Waldesgründen schlafen. So will oft den Kulturmenschen beim Hören einfacher Volksweisen die Sehnsucht nicht lassen. So vernahm Wagner in Venedig voller Wehmut den Gesang der Gondellenker.

Wie jede echte Musik spiegelt die Volksliedweise warmes, selbstempfundenes Leben und hebt sich in das allgemein Menschliche hinauf. In einem Meer von Tönen wird das menschliche Leben geformt, bald leise schäumend, wild rauschend, bald grau, düster, sprühend, glitzernd. Wer zu hören versteht, hört das freudige Jubeln des Herzens und seine Angst und Not.

Jedes Volk hat seine eigenen Weisen, die sein Wesen spiegeln, denn auch die musikalisch - akustischen Verhältnisse unterliegen völkischen, geschichtlichen, erdkundlichen Einflüssen. So treffen wir überall auf Änderungen der Weisen in Form und Inhalt. Der russische Volksgesang zeigt z. B. den übermäßigen Gebrauch der kleinen Terz, der italienische und französische die taktmäßige Hervorhebung der Nebentöne. Das alles ist dem deutschen Volksgesange nicht eigen; seit alten Zeiten schöpft er aus dem natürlichen Dreiklange.

Wie jede andere Volksweise zeigt auch die schlesische Wandlungen in der Zeit, besonders kenntlich ist dies in der Beliebtheit der Tonstufen. Über jede einzelne

Tonstufe könnte eine Geschichte geschrieben werden. So sagt Stumpf, daß bei den Alten in Deutschland die achte, im Mittelalter die fünfte, in der Gegenwart die dritte Tonstufe am beliebtesten sei. Doch stehen wir schon wieder in einer Wandlung: Die siebente Tonstufe tritt hinzu. Man ist schon heute geneigt, sie als die süßeste, wohlklingendste Stufe anzusehen. Sie scheint besonders den Weisen den Hauch der Schwermut zu geben, der uns wenig eindrucklich, den anderen Völkern beim Hören der deutschen Volksweisen doch wahrnehmbar ist.

Alle übermäßigen Gänge werden im schlesischen Volksgefange ausgestoßen. Das ist nicht nur an dem Volksliede nachzuweisen, sondern auch an den Kunstliedern, die in den Volksmund kommen. So ist es nicht verwunderlich, wenn das Volk unabänderlich in der Weise in D-dur singt:

d fis | ā ā h a fis a | fis ā d . . . statt d fis | ā ā h a gis a | fis ā d . . .

Auch die Auflösungen vollziehen sich sämtlich in der Volksweise in dem natürlichen Gange.

In jeder Weise ist irgendeine Wiederholungsform der Tongestaltung anzutreffen; oft werden ganze Tonreihen einzeln und im Chore wiederholt. Das ist natürlich. Wir kennen heute noch Naturvölker, die nicht müde werden, einfache Tonfolgen zwanzig bis fünfzig Mal zu wiederholen.

In jeder Hinsicht, in der Einfachheit des musikalischen Vermaßes, der Tonfolge haben wir noch in unsern Kinderliedern Spuren des ältesten Volksgefanges. Man mag über Kinderweisen wie ggg aggee | ggg aggee . . lächeln. Wer dagegen tiefer schaut, sieht darin eine wahre Kette von Zusammenhängen zwischen dem Herzen und der Natur, der Arbeit usw. In dieser Art wurden auch die alten Helden- und Götterlieder vorgetragen. Von hier aus schritt man in die Zeit, da diese Tonstufen für das strömende Gefühl, das zum Gesange beflügelt, zu enge wurde und es sich unwillkürlich in größere Weiten, Höhen und Tiefen dehnte.

Das Volk kam aus seinem Gefühlskreise nicht heraus.

Sehr spärlich ist auch im schlesischen Volksliede die Anwendung der Moll-Tonart (siehe Hoffmann-Richter S. 34; Schremmer S. 121). Die Dur-Tonart herrscht überall. Selten stiehlt sich auch Moll in die Haupttonart hinein. Dann dient sie zur Hervorhebung einer besonderen Stimmung; z. B. in dem Liede bei Hoffmann-Richter: Es hatt' ein Bauer drei Töchterlein.

Behmutzvoll hebt diese schlesische Ballade an und wendet sich zum heiteren Dur zurück.

Wie das Volk das Wort, so gestaltet es die Weise stimm- und sinngerecht. Es hat auch Strophen, denen es, wie beim Wort, seine besondere Vorliebe zuwendet, die oft wieder zu Neubildungen gebraucht werden. Eine beliebte schlesische Wanderstrophe steht in den Volksliedern aus dem Culengebirge Nr. 64 und Hoffmann-Richter Nr. 61, 83, 158. . . .

Wie der deutsche Volksgefang allgemein, ist auch der schlesische nicht harmonisch bestimmt, obwohl oft zweistimmig gesungen wird. Immer bleibt die Mehrstimmigkeit in den natürlichen Grenzen. Es zeigt sich auch hier wie beim Wort der Gleichbau. Man hole sich das Lied „Was kann mich denn Schöneres erfreuen“ u. a. zur Betrachtung heran.

Immer wehrte sich das Volk gegen Einführung fremder Tonstufen und ging seine eigene Wege. So war es schon zur Zeit Karls des Großen. So ist das deutsche Volkslied keineswegs eine Auseinandersetzung mit der alten Musik, dem römischen Kirchengesange. Es hat sich in allen Zeiten das deutsche Wesen und die deutsche Kraft gewahrt. So leugnet z. B. Niemann jegliche Abhängigkeit der Volksmusik von der Kunstmusik, vor allem von den alten Kirchentonarten.¹⁾ „Alle Tonkunst hat aus dem Volksliede geschöpft, aber nicht umgekehrt.“

Gibt es eine schlesische Art in der Musik? Ist doch das Volkslied ein Stück eigenes Leben und gerade die Musik überall eigenartig wirksam. Die Eigenart ist nur im Volksliede erkennbar, nicht etwa in den Instrumenten, nicht in der Form und in Inhalten im allgemeinen. Die schlesischen Wesenszüge liegen nicht so klar an der Oberfläche, etwa dem skandinavischen oder dem tirolerischen Gesange vergleichbar. Weber hat er die Blut des Südens, den Jodler, und unterstützt mit Händen und Füßen den Takt, liebt übermäßige Sprünge im Singen, noch zeigt er die düstere Schwermut des Nordens, die sich oft mit engen Tonstufen begnügt. Immer zur Fröhlichkeit gestimmt, kennt der Schlesier doch auch das Sichverfinnen in der Musik. In seinen Adern rollt nord- und süddeutsches Blut, sein Land liegt zwischen den Ober- und Niederdeutschen. So zeigen die Weisen in ihrer Unererschöpflichkeit im Vergleich zum Norden und Süden selbst die Wege zum schlesischen Gemüt!

Hat der Schlesier etwa keinen Humor? In der Gefühlstiefe ist er ganz ein deutsches Kind. Hätte er nur die zwei Weisen von der „Bogelhochzeit“ und dem „trauernden Häslein“ aufzuweisen, so wäre das schon genug! Nur infolge ihrer Kraft und Tiefe haben sich diese Weisen über ganz Deutschland verbreitet.

In Schlesien selbst lassen sich wohl Unterschiede zwischen dem Gebirge und dem Lande feststellen. Aber man hüte sich, daraus gleich Schlüsse zu ziehen. Es müßten Reihen von Liedern zusammengestellt werden. Und auch diese werden noch nichts über seelische Gestaltung beweisen, weil jederzeit die augenblickliche Stimmung des Sängers das Gebäude des Beweises stürzen kann.

Inser Schlesierland ist mit den erhaltenen Balladen noch gut daran. Die Seelengeschichte eines Stammes ist eine ständige Bewegung des einzelnen und der Masse, der Persönlichkeit und der Sitte, des inneren und äußeren Lebenszwanges. Wer einmal Vergleiche anstellen will, nehme sich z. B. das Hildebrandslied, das Nibelungenlied vor und sehe dann in ein schlesisches

¹⁾ „Deutsches Volkslied“, 1905, Wien.

Volksliederbuch. Liebe, Haß, Wagemut haben neue Wege gefunden. Manche Balladen haben weite Wanderungen zu verzeichnen. Von dem Liede der zwei Königsfinder wissen wir, daß es 1572 nach Schweden zog; groß ist auch der Verbreitungskreis des alten Blaubartsliedes. Heute steckt dieser Sang in neuer Form im Kinderliede: „Mariechen, warum weinst du?“ Einige Forscher haben in manchen Balladen, vor allem dem Wassermannsliede, Nachklänge des heidnischen Glaubens zu finden gemeint. Außer der Schwimmersage von den zwei Königsfindern, den Liedern einzelner Mordtaten und unschuldig Gefangener, die über den ganzen deutschen Sprachboden verbreitet sind, hat Schlesien noch einige besondere Schätze aufzuweisen, die von keiner anderen Gegend, oder dann nur höchst lückenhaft überliefert sind. Echte Treue wahrt das Lied von dem getreuen Schildknechte. Der Herr hat sich das Herz entzwei geschlagen. Der Sterbende bietet ihm an, sein graues Roß zu besteigen und zu der Schloßherrin zu reiten, der Schildknecht schlägt es aus. Er verweigert das silberne Schwert, die goldene Peitsche. Der Herr mag umsonst flehen:¹⁾

Ei Knecht, nimm du mein silbern Schwert, Das soll sein deines Lohnes wert.	„Ach nein, ach nein, das nehm' ich nicht. Das Schwert ist silbern, gehört mir nicht.“
---	--

Dann fleht der Sterbende, und sein Wunsch wird erfüllt:

Ei Knecht, zieh an das Hemdlein weiß Und zeuch mit mir ins Paradies.	„Ach ja, ach ja, das will ich tun, Das ist noch mehr als all mein Lohn.“
---	---

Der Knecht zog an das Hemdlein weiß

Und zog mit dem Herrn ins Paradies.

In der Aufopferung gibt das Lied von der treuen Schwester ein ebenso erhebendes Beispiel. Ein Vater hat seinen Sohn verspielt, liefert ihn selbst den Häschern aus. Die Schwester rettet ihn nach uralter Rechtsitte vom Galgentode. Schon in der Ausmalung der Geschwisterliebe schreiten die Worte wuchtig dahin:

Wie weit schritt ihm die Mutter nach?
 Sie schritt bis hinter die Pforte nach.

Und wie das letzte Wort geschah,
 Die Kleider schon alle unten war'n.

Wie weit schritt ihm die Schwester nach?
 Sie schritt bis hinter das Galgengericht.

Und wie sie 's erste Mal 'rum kam,
 Da fingen all' Frauen zu weinen an.

„Ach Herren, edle Herren mein,
 Gebt mir mein einzig Brüderlein!“

Und wie sie 's zweite Mal 'rum kam,
 Da fingen all' Herren zu weinen an.

Und deinen Bruder, den kriegst du nicht,
 Er muß jetzt hangen am Galgengericht;

Und wie sie 's letzte Mal 'rum kam,
 Da hießen sie sie stille stahn.

Und wenn du dich ziehst nackend aus,
 Und dreimal um den Galgen laufft.

Schließt ab, schließt ab das Kettenband,
 Und laßt den Knaben wieder in das Land!

Das Volkslied stellt das Leben mit Licht und Schatten und allen seinen Zufällen dar. Graf Friedrich holt mit seinen Hochzeitsleuten seine junge Braut ab:

„Und wie er in das Schiffein trat, Das Schwert aus seiner Scheide sprang.	Es sprang der Braut auf ihren Schoß, Das Blut im ganzen Schiff 'rumfloß.“
--	--

¹⁾ Siehe die Lieder in Wort und Weise in den schlesischen Volksliederansammlungen, die im Christenhintweis am Ende des Buches verzeichnet sind.

Die Braut stirbt. Nach dem Hochzeitsfeste kommt ihre Schwester gegangen, um sich nach ihrem Schwesterlein zu erkundigen. Der Graf findet eine Ausrede; später kommt der Bruder. Als aber Vater und Mutter kommen, sagt er die Wahrheit:

Da zog der Vater sein blankes Schwert
Und schlug den Bräutigam zur Erd'.
Die Braut ward begraben ins Gotteshaus,
Der Bräutigam weit ins Feld hinaus.

Was wuchs der Braut aus dem Grabe?
Drei Lilien mit goldnen Buchstaben:
Geht, grabt mir meinen Bräutigam aus,
Bringt ihn zu mir ins Gotteshaus.

Von dem alten Leonorenliebe, das bis jetzt vergeblich in Deutschland gesucht wurde, konnte ich nur ein paar Zeilen finden, wobei noch fraglich ist, ob sie nicht an Bürgers „Leonore“ angelehnt sind. Balladenhafte Töne wahr! immer noch das Lied von der Nonne, die ihren ungetreuen Bräutigam vergiftet:

„Da liege nun und ruhe
Bis an den jüngsten Tag!

Und ich will um dich trauern,
So lang ich's Leben hab'.“

Treue Liebe dauert über den Tod.

Das Liebeslied nimmt in jeder Volksliedersammlung den größten Raum ein; es ist die zarteste Darstellung von Leid und Freud, Sehnsucht und Erfüllung. Das Liebeslied des breiten Volkes schließt sich geschichtlich ganz an das Liebeslied der Minnesänger an, wächst eigentlich daraus wie die Rose aus der Knospe hervor. Beim Minnegefang war das Liebeslied ein Ausdruck des Klassenbewußtseins. Das Hergebrachte herrschte vor. Das Entzücken über den Frühling, bunte Wiesen, Vogelgesang, Krähengegeschrei gehörte zum Klassengefühl. Der Liebesgefang war mehr Tändelei, keine Sehnsucht und Leidenschaft, kein Schrei des Herzens in Lust und Weh. Wer den Minnegefang herauswandert, glaubt, wenn er dann auf das Volkslied stößt, aus allerlei Gesträuch mit vereinzelt künstlichen Rosen in die wirkliche Welt zu treten. Der Minnegefang, das Liebesgekoose, dem der Tag erst ein Ende machte, gehörte eben zu den Grundbegriffen ritterlichen Verhaltens. Überall derselbe Mangel an persönlichem Erlebnis und eigener Deutung. Nur Walter von der Vogelweide trotz den Schranken. Bei ihm werden schon leidenschaftliche Gefühle in feste Formen gelegt.

Neben dem Liebeslied der Minnesänger scheint schon lange das Volksliedeslied herzugehen. In einer alten Handschrift schreibt ein Mönch 1170 die Verse:

Du bist min, ich bin din,
das sollt gewiß sin.

Du bist beslossen
in minem Herzen.

Das ist der älteste uns erhaltene Ausdruck der lebenden Volksinnerlichkeit. Man zählt diese wenigen Verse zu den lieblichsten Liedern aller Zeiten. Wie ein Zauberflang brechen sie aus der allgemeinen Dürre der Zeit.

Das Volksliedeslied bedeutet Einsicht in das Innere, es durchstößt die Schranken des Standes und hebt sich in die Höhe des Allgemein-Menschlichen. So werden auch im schlesischen Volksliede Nachtigallen, Winde, Bäche, die Sterne selbst zu den Trägern der Grüße für die Geliebte. Linde, Buchsbaum, Weide müssen klagen helfen über untreue Geliebte. Überall stärkt die Natur die Stimmung;

fallendes Laub ist getäuschte Liebe, schmelzender Schnee vergessene Untreue, Reif und Schnee kalte, erloschene Liebe. Von besonderer Innigkeit sind die Abschiedslieder. Die Empfindungen werden nicht durch gliederne Gedanken zerrissen, die Worte sind nur da, um den Strom der starken Empfindungen aufzunehmen.

Im Mittelalter war das Liebeslied noch mit Tanz und Ballspiel auf der Wiese, mit den vielen Volksfesten verknüpft. In Schlesien schickt das Mädchen dem Geliebten Äpfel und Rosmarin, Nelken: „Sie band mir auch ein Kränzchen von Rosmarin und Nelken.“ Die Blumen spielen hier wie überall eine große Bedeutung. Meist werden noch Rosen und Vergißmeinnicht genannt. Blumen, die angeboten und angenommen werden, geben den Liebenden Hoffnung, dagegen bedeutet ein Stroh- und Nesselfranz auch noch im älteren schlesischen Liebesliede schnöde Abweisung der Liebe. Die größte Schande des Mädchens ist, den Blumenfranz zu verscherzen. So sagt der Haselbaum warnend:

Ach Mädlein, liebes Mädelein, | Halt dir dein Kränzlein feste.
Blumen geben vom Geschick des fernern Freundes Zeugniss:

Ich setzte mich wohl nieder	Und diese Röslein
Auf eine gute Ruh',	Waren rosenrot,
Da fielen mir drei Rosen	Lebt denn mein Herztausendschatz
Auf mein Schuh.	Oder ist er tot?

Große Bedeutung wird auch den Farben der Rosen beigelegt. Rot bedeutet die heiße Liebe, die wie feurige Kohlen brennt, blau bezeichnet Treue, Stetigkeit, grün den Anfang, schwarz Zorn und Trauer. Zwischen Liebeszweifel und Liebestrost singt das schlesische Mädchen: „Schwarzes Band, du mußt vergehen, aber meine Liebe nicht.“ Im Mittelalter wurden auch die Farben der Kleider beachtet. Wer schwarz trug, trauerte über sein Lieb, weiß zeigte die Hoffnung an, die sich der Liebe erschlossen hatte; gelb verkündete Gewährung der Liebe. Oft wurden Blumen in das Fenster geworfen. Herrlich ist die Zeit der Liebe: „So viel Laub auf Busch und Binden ist, so vielmal hat mich mein Schatz geküßt.“ Rote Wangen und schwarzbraune Äugelein werden auch im schlesischen Liebesliede oft zusammengestellt. Früh regt sich schon der Liebeskummer:

Mädchen heirat nicht zu früh,	Wenn die Burschen dich lachen an,
Stech' dich nicht in Sorg und Müh'!	Denk du nicht, sie woll'n dich han;
Vern' ein wenig Höflichkeit,	Denn sie sind voller falcher List,
Warte bis gelegne Zeit!	Geb'n gute Worte und halten's nicht.

Ein anderer Schatz sagt es offen heraus:

Reich bin ich nicht, das weißt du schon,	Ehrlich und treu ist mein Reichtum,
Auch kannst du dir es denken:	Mein Herz will ich dir schenken.

Der Freier achtet des kalten Windes, der Scheltreden des Vaters nicht. „Ja es ist die größte Freude,“ ruft er seinem Vater zu. Aber so manches Mädchen schaute keine Hochzeit, immer wurde es betrogen! So rühmt sich ein Bursch:

- | | |
|--------------------------------------|--|
| 1. Ich ging einmal spazieren, hm hm! | 2. Sie ging wohl in den Garten, hm hm! |
| Mit einem schönen Mädchen. Aha! | Sie brach sich ab Muskateln. Aha! |

3. Sie band mir auch ein Kränzchen
Von Rosmarin und Nelken.

4. Sie sprach, ich sollt' sie nehmen,
Sobald der Sommer käme.

5. Der Sommer ist gekommen,

Ich hab sie nicht genommen.

Nicht jeder denkt so ehrlich: „Ich acht kein Gut, ich acht kein Geld, drum nehme ich mir ein Mädchen, wie mir es gefällt.“ Darum ist das Lieben nur ein schönes Leben, wenn es rechter Meinung ist. So manches Mädchen wird schon hier auf dieser Welt gesungen haben:

Meine Augen stehn voll Tränen
Und das Herze schwimmt in Blut,

Schätz, ich denk an dich mit Sehnen,
Ich war dir so herzlich gut.

Viel erzählen die Burschen von den leichtgläubigen Mädchen. Umsonst ist aller Kummer: „Drum will ich mir kaufen ein aschgraues Kleid, darunter will ich tragen groß Herzeleid.“ Nicht jedes Mädchen tröstet sich so schnell und findet Kraft, sich auf eine andere zu berufen:

Ach wart nur, du feines Knäblein,
Es wird dich schon gereu'n,

Wenn du mit einer andern
Wirst gehn dich lassen trau'n.

Doch immer wieder gilt es festzuhalten, daß es noch Ausnahmen unter den Burschen gibt:

Ein fein Mädchen voller Tugend,
Die ist ja noch liebenswert.

Ei so gilt mir alles gleich,
Tugend kann in allen Sachen

Ist sie gleich nicht allzureich,

Angenehm und trostreich machen.

Doch da diese Burschen doch selten sind, vergraut manch armes Kind am Spinnrad und guckt sich die Auglein aus. Die Leute haben falsche Zungen, das erhöht die Bitternis.

Der Garten ist das Paradies der Liebe. „Im Rosengarten, will ich deiner warten,“ das ist die immer wiederkehrende Dichtung. Der Schatz soll nicht weit ziehn, sich nimmer trennen, oder, wenn er reist, nicht weit reisen. Herzig ist die Klage:

Auf dieser Welt hab ich kein' Freud',
Ich hab' einen Schatz, der ist sehr weit,

Er ist sehr weit über Berg und Thal,
Auf daß man ihn nicht sehen kann.

Was nützt den Liebenden der Trost: „Schätzchen, kränk dich nicht so sehr, ich werd bald wiederkommen.“ So bekennet der eine Teil beim Abschied, daß seine Augen nasser sind als der Donausluß. Er will den Schmerz übertönen:

Jetzt spann' ich mein zwei Pistolen,
Zu vor Freuden zwei, drei Schuß,

Wein'm Feinsliebchen zu Gefallen,
Weil ich sie verlassen muß.

Warum macht Scheiden so betrübt? Wegen der Liebe über alle Maßen: „Kein Feuer ist auf Erden, was brennet so heiß, als die verborgene Liebe, die niemand nicht weiß.“ So sehen die Leute das Mädchen beim Abschiede vom Geliebten groß an. Der beste Trost auf alle Wege aber ist die Gewißheit der Treue:

Sie:

Warum denn du so traurig bist?
Wenn sie dich fragen, so tu du sagen:
Daß mein du bist?

Schätz, du bist mein, und ich bin dein.

Er:

Schätz, du bist mein. Und ich bin dein.

Beide:

Drum gute Nacht.

Nur der Tod kann wahrhaft Liebende trennen.

Iie im gesamtdeutschen lebt auch im schlesischen Volksliede in den verschiedenen Gruppen der völkische Scherz. Es will mir scheinen, als ob er durch die Mischung der verschiedenen Einwanderstämme um so fröhlicher in Wort und Weise spränge. Wo aber Fröhlichkeit dahinjubelt, muß man sich auf höhere Warte als die der engebegrenzten Sittsamkeit stellen.

Die großen Empfindungen wachsen nur dort, wo man sich an den Härten des Lebens stößt. So empfindet der Zecher ständig die Armut an Geld. Doch was braucht er schließlich Haus und Hof, allen toten Reichtum dieser Erde:

- | | |
|--|--|
| 1. In Glückgluck leb ich,
In Glückgluck schweb ich;
Und wer in Glückgluck lebt,
Das ist mein Bruder. | 3. Hat mich kein Mädchen lieb,
So läßt sie's bleiben.
Wer weiß, ob mir's gefällt,
Bei ihr zu bleiben. |
| 2. Hat mich kein Meister lieb,
So läßt er's bleiben,
Wer weiß, wo mich der Wind,
Der kühle Wind hin treibt. | 4. Bin wie der Vogel frei
Überall auf Erden,
Denk' nicht, wie's morgen sei,
's wird ja schon werden. |
5. Hab' ich kein Kreuzer Geld
In meiner Tasche.
So hab' ich doch Glückgluck
In meiner Flasche.

War Reichtum vorhanden, ist er vertan. Selbst die Kleider müssen daran. Ein recht anschauliches Bild seines Außern entwirft ein heute noch gesungenes Lied:

Die Jacke ist von Knöpfen leer, Die Ärmel haben kein Futter mehr.	Ich hab gewichste Stiefeln an Und unten keine Sohlen dran. . . .
--	---

Wie's Zecher die Tage hindurch treiben, hat Sebastian Brant schon in seinem „Narrenschiff“ 1494, Fischart in seinem „Gargantua und Pantagruel“ 1575, Widram im „Rollwagenbüchlein“ 1555, um nur die wichtigsten Schriften seit Tacitus Bericht über die Trunksucht der Deutschen herauszugreifen, wirksam verhöhnt. Der gleiche Übermut, der dort in den Liedern der Zecher lebt, „Gutmuts wollen wir sein, trotz der uns das wehre,“ lebt noch heute:

- | | |
|--|---|
| 1. Wenn ich kein Haus nicht hab,
Jagt mir der Wind kein Schindel rab;
Faulst mir auch kein Sparrn entzwei;
Bin ich aller Sorgen frei.
Fallatri di dari, fallatri . . . | 2. Hab' ich gleich kein Ochsenhorn,
Brauch' ich auch kein Stall, kein Born,
Brauch' kein Feu und auch kein Streu,
Bin ich aller Sorgen frei. |
|--|---|

3. Wenn ich gleich kein Brot nicht hab,
Weißen mir die Mäus keine Rinden 'rab,
Kömmt mir auch kein Schimmel 'nein,
Bin ich wieder sorgenfrei . . .

Selbst beim Kirchengehen spielt der „Kratschim“ eine Rolle:

Do lon mer noch monch guda Truppa Ei infer Kale nunder huppa,	Denn mer sein ju gube Kinder, 's wor immer asu, asu.
--	---

Es sind keine hohen Ziele, die sich „lustige Brüder“ die Woche hindurch stecken. Der Wind bläst oft kühl, der Winter ist kalt, der Wirt mag nicht borgen, die Kleider sind zerrissen, das ganze Leben liegt oft grau. Doch mögen die Vöglein sorgen; es muß alles vertan werden. Hier, Wirt, haßt du den Rock, „die Foppen noch dazu“. Das Pferd, bring Bier her! Das Leben: Faldri, faldra, faltrallala! Das ist die Losung der Zecher, der nassen Knaben. Doch zeigen alle neueren Volksliederansammlungen, daß dieser Zecherglanz bei den Deutschen immer mehr verblässen will.

Beliebt sind die Neckereien auf einzelne Stände und Ortschaften. Unter allen Ständen wird der Schneiderstand am übelsten zugerichtet. Auch in Schlesien sind die Schneider dürr, klein und tragen einen Ziegenbart. Wenn sie Jahrestag haben, sieht man sie alle zusammen in ihrer Dürftigkeit. Ihr Hunger ist nicht groß: „Als die Schneider den Jahrestag hatten, da machten sie einen Schmaus, da schmauseten ihrer neunzig, neunmal neunundneunzig, an einer gebratenen Laus.“ Zu den Zechern gehören sie nicht; auch der Schneidernut zerfließt:

Da die Schneider geschmauset hatten,
Begehrten sie einen Trunk,
Da trunken ihrer neune
Und neunmal hundert und neune
Aus einem Fingerhut.

Da die Schneider getanzet hatten,
Da raschelte die Maus,
Da fuhren alle neune
Und neunmal hundert und neune
Zum Schlüssellocke hinaus.

Doch halten sie gern Hochzeit und war es mit einer ausgestopften Ziegenhaut; dann werden, nicht eben wählerisch, Hochzeitgäst geladen und für Musik gesorgt: Was haben die Schneider für Hochzeitgäst? Schuster, Schneider, Leineweber, Ein'n Säuhirt und ein Totengräber.

Was haben die Schneider für Musik?
Da blökt das Kalb, da muht die Kuh,
Da brummt der Och's den Baß dazu.

Die Scherzlieder auf den verehrlichen Schneiderstand waren sehr beliebt; sie wurden zur Erheiterung sehr oft am Viertische gesungen. Da braust in den Gesang der Einzelnen der Chor hinein: „Jung', schenk ein!“ Schneiderfrauen sind von besonders bößer Art; wenn sie dahinsterven, wollen keine Tränen aus dem Auge:

Und ols a bei dam Grobe stond,
Do suld a flenna nei,

Do schmä't a sich die Auga
Mit Zwiebelsoste ei.

Auch die Zunft der Leineweber muß zu üblem Späße herhalten:

Die Leineweber hab'n hohe Zunft
Allerwalle, allerwalle, puff, puff, puff!
Auf'm Boden ist Zusammenkunft.
Allerwalle, allerwalle, puff, puff, puff!

Die Leineweber sind 'ne kahle Art,
Sie kriegen keinen Backenbart,
Hier ein Sträh'nchen, da ein Sträh'nchen!

Die Leineweber schlachten alle Jahr' zwei Schwein',
Das eine ist gestohlen, das andere ist nicht sein . . .

Kann das Leben das nicht verwirklichen, was die Seele erhofft, flüchtet sich der Schlesier wie jeder Deutsche in sein Innenleben. Dort wird eine neue Welt aufgebaut:

Wenn ber wan ei a Himmel kumma,
Got die Plog an End genumma.
Ei dam Himmel is a Baba.
Nischt als lauter Kucha und Baba.

Lauter Brota warn ber assa
Und dos Geld mit Bertaln massa.
Kaberwürsta, Zwiebelsjcha
Got ma täglich usem Tischja.

Zu den fröhlichen Leuten gehören auch die Handwerksburschen:

Frisch, lustig und fröhlich, ihr Handwerksgefallen!
Und tut euch mit ängstlichen Sorgen nicht quälen!
Denn nicht Reichtum macht glücklich,
Zufriedenheit macht reich;
Wir alle sind Brüder,
Wir alle sind gleich.

Sind um Weihnachten die Meister stolz, sind es in der Frühlingszeit die Gesellen nicht minder. Dann treten sie stolz mit dem Degen vor des Meisters Tisch und singen der Frau Meisterin lustig zum Abschiede: „Sie, sie, sie und sie, Frau Meist'rin, leb' sie wohl! ich sag's ihr grad', frei ins Gesicht, ihr Speck und Kraut das schmeckt mir nicht, ich will mein Glück probieren, marschieren!“ Dann geht es nach

„Straßburg an dem Rhein,
Da gibt es viel zu schauen,
Von Silber und Edelfstein.

Wer Geld hat, der kann kaufen ein,
Wer keins hat, der muß es lassen sein,
Zu Straßburg an dem Rhein.

Freilich bereiten die Bettelbögte dem Burschen manchen Kummer; doch ewig leben auch diese nicht: „Ihr Brüder, seid nun lustig! der Bettelbogat ist tot.“

Lustig ist auch immer noch das Soldatenleben:

Füsilier sind lustige Brüder,
Sind von Fleisch und Blut,

Singen immer frohe Lieder,
Sind auch Mädchen gut.

Da sitzen die Soldaten beim Schweinebraten, bei Bier und Wein, Champagnerwein. Doch wer die einzelnen Stände durchgeht, um sich einen auszuwählen, findet überall Haken: „Alle Ständ' ich observiere, 's ist kein Stand, der mir gefällt.“ Es ist alles nichts: Advokaten, Ärzte, Soldaten. . . . Darum:

Ach! was werd' ich mir erwählen?
Ach! das möcht' ich gerne sehen,
Was aus mir noch werden soll.

Übers Jahr, da tut mich fragen,
Da werd' ich's euch besser sagen.
Unterdessen lebet wohl!

Beim Bruder Malcher fiel die Wahl nicht schwer:

Der Bruder Malcher
Wult a Reiter warn,
A hot of fenen Sabel,
A kunte fener warn.

Die Mutter nom die Usagobel
Und schnallt's dem Malcher im a Nobel.
Reit, Malcher, reit!

Von der Mutter mit Mantel, Hut, Stiefeln, Spörnern ausgerüstet, reitet Malcher auf der schwarzen Kuh in die Welt hinein. Ein schlesischer Parzival!

Ortsneckereien sind heute noch im Fluge; Zwistigkeiten aller Art gaben den Anlaß zum Singen. Im Singen hofft man den Gegner zu überwinden. Wer die Lacher auf seiner Seite hat, dem ist geholfen. Auch in Schlesien sind beim Tanz viele Verslein entstanden. Es ist allerdings recht bedenklich, wenn es von den Steinauer Mädchen und Burschen heißt:

Die Apfel sind rot, und die Birnen sind grün,
Die Steinauer Mäd'el sind alle recht schön.
Die Birnen sind grün, und die Blätter sind gelb,
Die Steinauer Knecht' haben alle kein Geld.

Derber, aber nicht minder ehrlich, singt man im Eulengebirge die Lieder auf die kleinen Städte Strehlen und Neurode. Von anderen Städten lebt nur noch Breslau im Liede, das mitunter mit recht spitzem Humor seiner vielen „schönen Jungfern“ wegen aufgezogen wird:

Manche tun sehr freundlich lachen,	Die dazu ein schief Maul machen
Manche gehn auch drunter her,	Wie ein alter Zeibebär.

Recht heiter wirkt auch folgende Aufmunterung zum Tanze:

Tanz of mit der Muhme,	Tanz of mit der Muhme,
Tanz of dreimol rim, rim, rim,	Tanz of dreimol rim!

Gerade in den kurzen Zwei- und Vierzeilern, die wir auch in den vielen Spottverschen der Kinder antreffen, wirkt oft der Scherz am lebendigsten. Unermüdlich und in allen Farben — um nur noch dieses große Teilgebiet herauszugreifen — sprudelt der Scherz vom Reiche der Ehe und alledem, was davor und dahinter liegt. Hier macht er vor nichts Halt, weder vor der Liebe im allgemeinen, noch vor der allgewaltigen, großen Ehefrau im besonderen. Liebes- und Eheabenteuer werden humorvoll in Tierfabeln gekleidet:

Es saß ein Käfer auf'm Bäumel, sum, sum,	Es saß 'ne Fliege drunter,
Der hat ein goldnes Hemdel, sum, sum.	Es hat den Käfer groß Wunder.

„Jungfer Fliege, wollt ihr mich han?

Ich bin ein wack'rer Käfersman.“ . . .

Die Fliege willigt ein, wäscht und pukt sich fein, sie führen sie in die Kirche, zu Tische, zum Tanze. . . . Dann ertreten sie die jung Getraute, der Hahn verschluckt den frisch gebackenen Ehemann, und alle Hochzeitsleute haben große Not. Ein fester Anfang, ein Ende in Jammer! Wieviele, dem menschlichen Leben fein abgelauschte Züge birgt nicht die in Schlesien noch immer viel gesungene „Vogelhochzeit“ oder des „Häseleins Klage“. Ein Lied von einem drolligen Ehechauspiel, das ich jüngst in den schlesischen Bergen aufgefunden habe und schon von Meinert aus dem Ruhsändchen etwas vollständiger verzeichnet wird, erzählt von einem Eichhorn und einer Eichhörnin:

Das Eichhorn und die Eichhörnin
War'n lange Jahr' ein Herz, ein Sinn.

Den ganzen Sommer trugen's ein
Schwarzbraune Haselnüsselein.

Als nun die Kammer voll getrag'n,
Das Eichhorn der Eichhörnin sagt:

„Eichhörnin, tritt du naus vor die Tür,
Schau wie die fühlen Winde ziehn!“

Eichhörnin tritt 'naus vor die Tür,
Das Eichhorn zog den Niegel dafür.

„Jetzt bist du draußen, ich bin hier,
Jetzt such dir bald ein neu Quartier!“

Eichhörnin zog ins fremde Land,
Wo sie ein andres Häuslein fand.

Bergeht wohl kaum ein halbes Jahr,
Des Eichhorns Kammer leere war.

Das Eichhorn zog ins fremde Land,
Bis er Frau Eichhörnin wieder fand.

„Zieh heim, zieh heim, lieb Weibchen mein,
Ich will dir geben fühlen Wein.“

„Ich will dir geben Räs und Brot,
Du sollst nicht leiden Hunger und Not.“

Ach nein, ach nein, du falsche Haut,
Ich hätt' dir's nimmer zugetraut.

Doch auch das weibliche Geschlecht oder gerade dieses ist voller List. Ein Bursch, der zur finstern Nacht vor die Türe dreier Schwestern schleicht, wird schön angeführt:

Zum Fenster stieß sie mich naus,
Ich fiel auf einen Stein,

Schlug mir entzwei zwei Rippen,
Dazu das linke Bein.

Der Schäfer, der im Mondschein vor Liebchens Fenster erscheint, kommt leichter davon; seine Finger erfrieren. Was Mönche verreden, geht oft auf leichten Füßen. Der Rappelmünch behauptet fest, daß er nicht tanzen könne. Es nützt nichts, daß ihm ein Schwein, ein Schaf, eine Kuh, ein Pferd angeboten wird. Dann aber ändert sich der Wind:

Rappelmünch willst du tanzen?
Eich war der gan 'ne Moiad.
O Harr, eich kon schau tanzen,
Eich ho ok so gesoiat.

Ei insem Land es das wull,
De Rappelmünche tanzen all,
Und tanzen soan eich wull.

Die Liebe scherzt gern mit Unmöglichem:

1. „Mädel, willst du zu mir ziehen,
Mußt du bei mir bleiben,
Mußt du mir die wilden Schwein'
In den Wald 'naustreiben.“
2. „„Soll ich dir die wilden Schwein'
In den Wald 'naustreiben,
Mußt du mir ein Zäunlein mach'n,
Daß sie drinnen bleiben.““
3. „Soll ich dir ein Zäunlein mach'n,
Daß sie drinnen bleiben,
Mußt du mir die Ruten schlepp'n
Fünfundfünfzig Meilen.“

4. „„Soll ich dir die Ruten schlepp'n
Fünfundfünfzig Meilen,
Mußt du mir die Sternlein zähl'n,
Die am Himmel weilen.““
5. „Soll ich dir die Sternlein zähl'n,
Die am Himmel weilen,
Mußt du mir ein Trepplein mach'n,
Daß ich kann 'nauf reichen!“
6. „„Soll ich dir ein Trepplein mach'n,
Daß du kannst 'nauf steigen,
Mußt du mir die Wolken halt'n,
Die vorüber eilen.““

Die schlesischen Ehemänner nehmen nun das Wort:

Das Weib zum Biere ging,
Der Mann wollte mit ihr geh'n.

Das Weib vom Biere kam,
Der Mann beim Rocken saß.

„Lieber Mann, bleib du daheim,
Nimm den Rockenstock zwischen die Bein!“

„Lieber Mann, wie viel hast du gesponnen?“
„Ich hab' schon dreimal umgewunden.““

Das Weib den Rockenstock nahm,
Prügelte den Mann frumm und lahm.

Ebenso jämmerlich klagt ein anderer:

Ach, ich bin ein armer Mann!
Ich hab' nichts zu verzehren.
Das Weib, das hat die Hosen an,

Ich muß die Stube kehren;
Ich hüt' die Zieg und auch die Kuh
Und krieg auch noch viel Schläg' dazu.

Darauf beginnt sogleich eine neue Klage eines Geplagten:

Du lieber Herrgott, du getreuer Mann,
Was hab' ich dir denn Reids getan,

Daß ich mir hab' ein Weib genommen,
Bin durch sie ins Unglück kommen!

Und voller Bärtlichkeit fragt er am Ende:

Soll ich sie speien oder stechen,
Oder ihr das Genick brechen?

Ja, sie trinkt sogar reinen Branntwein.

Wie auch im schlesischen Volksliede die Männer klagen! Die Frauen sind voller Untreue, Boshaftigkeit. Liegt es daran, daß die Männer die Dichter sind? Ihr Herz ist ohne Falschheit. Sie wollen ja nur „mal spazieren gehn oder mal ins Wirtshaus sehn“. Ja, wahrhaftig, sie wollen nur sehen! Oder ist das nicht eben der größte Spaß, wenn mit lächelnder Überlegenheit und doch mit einiger Teilnahme die Welt verkehrt wird, wo in schalkhaften, tollen Einfällen eine scheinbar den Gedanken abgewandte Wirklichkeit doch noch verklärt wird und es aus engbegrenztem Sein freudig und hell erklingt.

In dieser Reihe ist des Volksliedes der polnisch sprechenden Oberschlesier zu gedenken. Bei der Vergleichung zeigt sich, daß manche Züge dem Volksliede aller Völker eigentümlich sind: die Jugendanmut, die natürliche Unbefangenheit. Der deutsche Arzt Julius Roger sammelte zuerst diese Schätze; im Jahre 1863 gab er in Breslau die Lieder in der Ursprache heraus. Hoffmann von Fallersleben begann sie ins Deutsche zu übersetzen, danach Erbrich und Weiß. Wenn sich nun irgend auf deutschem Landgebiet die Lebensbedingungen für das Volkslied geändert haben, so ist das in Oberschlesien am auffälligsten. Wo der Bauer noch vor fünfzig Jahren seinen Acker pflügte, rasen heute die Züge in fliegender Eile, werden unterm Tage die Hämmer geschwungen. Selbst in den stillen Abenden und Nächten, die einst dem Gesange lauschten, stampfen die Maschinen, zuckt die Glut zum Himmel. Vom Volksliede ist in Oberschlesien nur noch in entlegenen Waldwinkeln etwas zu hören. Vor der Neuzeit flieht es erschreckt in die Einsamkeit. Es spiegelt getreulich den Charakter des Volkes, darin die Festigkeit, das schnelle Auslodern der Leidenschaft dem Wanderer bemerkbar sind. Aus dem vor Freude und Schmerz erzitterndem Herzen schwingen sich Wort und Weise auf. Die Grundklänge der polnisch sprechenden Bevölkerungsgeschicht werden deutlich. Die große wirtschaftliche Umwälzung verhüllt heute das innerste Gefühlsleben.

Das polnische Volkslied der Oberschlesier hat deutsche Volkslieder übernommen; manche Lieder zeigen auf gemeinsame alte Volksbräuche, weisen auf das von Empfindungen überquellende Herz, auf gleiche Stoffwahl. Doch zeigen sich in der Wahl der Liederstoffe und Liederarten wieder auch die Unterschiede des Charakters, der Landschaft und der Lebensbedingungen. Als Naturlied war auch das oberschlesische Volkslied Gemeingut aller Volkskreise; nur in Zeiten hoher „Kultur“ wurde es in bestimmte Volkskreise gedrängt.

Roger hat 546 Lieder, 300 Weisen gesammelt. Eigenartig ist eine besondere Vorliebe für den Soldatenstand, hat doch Oberschlesien an Deutschlands Kämpfen ruhmvollen Anteil.

Vor dem Tor in Gosef
Laub und Fahnen wehen,
Ach, mein Liebchen seh ich,
Ach, dort traurig stehen.

Ei, flott ist die Landwehr,
Ja, das wollt ich meinen;
Hat am Eschalo Klappen,
Gosen sind von Leinen.

In alle Freude weint der Schmerz der Trennung von den Liebsten dieser Welt:

Schirm dich Gott,
Liebchen treu,
Denn ich muß verlassen dich,
Tags muß ich marschieren,
Nachts die Wacht beziehen,
Und dies alles nur für dich!

Meine Wehr,
blank und scharf,
Liegt hier schon für mich bereit;
Und mein braunes Pferdchen
Harret geschmückt draußen,
Trägt mich fort zu Kampf und Streit.

Oder man höre aus dem Kreise Cosel:

1. Gott allein nur kennet
Meine Not, mein Leid,
Gegen Vaters Willen
Zog ich in den Streit.
2. Hätt' ich nur gehorchet,
Lieber Vater, dir,
Glänzte nicht das Schwert nun
An der Seiten mir.

3. Schwert, so scharf und blinkend,
Du bist meine Braut,
Gegen Feind zum Kampfe
Einst mir angetraut.
4. Voller Rücken, voller Scharten
Bricht das treue Schwert,
Ohne Reiter fliehet
Aus dem Kampfe das Pferd.

Woll heißer Leidenschaft empfängt die Geliebte den Heimkehrenden:

Sieht ihn, springt zu ihrem Schaze
Über vier Tische mit einem Saße,
Stößt den fünften um mit dem Fuße,

Rufet ihrem Schatz zum Gruße:
Du, der erste, sei willkommen,
Der das Herze mir genommen!

Welche Anschaulichkeit der Sprache! Immer neu bewältigt die Liebe alle Klänge und Worte. Beim Volksliede sollen immer die Weisen zum Worte geholt werden. Auch das oberschlesische Volkslied malt die Liebe in frischen Farben. „Wer die Seligkeit erfahren, denkt noch dran nach dreien Jahren“, umschreibt es den Kuß. Dann singt es von der Zahl der Küsse: „Nimmer auf der Welt trägt das Sternenzelt soviel Sternelein.“ Wie das deutsche Volkslied kennt es die Untreue, das schmollende Schätzchen, den langsamen Bräutigam, das Mädchen, das sein Kränzlein verlor. Dann heißt der Rat der Welt:

Kränze welken, Blumen sterben,
Alles muß vergehn,

Laß aus Wien dir Häubchen kommen,
Die dir besser stehen.

Die Mädchen sind nicht zu halten; so singt es in Groß Strehlitz:

Lockt die Fiedel, lockt die Pfeife,
Sind sie gleich zu Handen,
Hätt' ein Schmied sie angeschmiedet,

Sprengten sie die Banden,
Und gält es Leben, gält es Tod,
Sie tanzten bis zum Morgenrot.

Sie wollen durchaus einen Mann (Kreis Lublinitz):

Und zur heil'gen Margaret
Hab ich tausendmal gefleht:
Einen Mann nur, mir ist's gleich,
Ob er lahm, ob arm, ob reich!

Ach, ich armes Mägdlein
Wollt' ja ganz zufrieden sein,
Wär er Bauer, wär er Knecht,
Jeder Freier wär mir recht.

Wer dann die Wahl hat, hat die Qual, dazu so viele Ratschläge:

Du liebes Dirnlein, wähle
Dir keinen Fuhrmann aus,
Der Schelm liegt auf der Straße
Und du sitzt still im Haus.

Doch nimm dir einen Knappen,
O folge meinem Rat,
Dann gehst du nur spazieren
Im feinsten Sonntagsstaat.

Manch armer Bursche möchte alles aufwenden:

Wär ich eines Bauern Erbe,
Böt ich Wein den Mägglein an,
Doch ich bin ein armes Knechtlein,
Und ich spende, was ich kann.

Bin zur Armut auserkoren,
Arm hat Mutter mich geboren,
Armer Mutter frommem Sinn]
Dank ich alles, was ich bin.

Das Eheleben wird recht scharf gezeichnet; die Trunksucht ist eine ständige Plage im oberschleifisch-polnischen Volksliede. So hören wir aus dem Kreise Rybnik:

Immer hofft ich, immer,
Gut mich zu vermählen,
Ach, doch bis zum Tode
Wird das Leid mich quälen.

Ist mein Mann im Kaufe,
O dann weh mir Armen,
Er liebt nur die Flasche,
Schlägt mich ohn Erbarmen.

Doch kennt das Lied auch das Räuschchen der Frau. Übermütig springen Spott und Scherz in vielen Liedern daher. Der Schuster Schar hat aus einem Ragenfell zierliche Pantoffeln, Paar für Paar, gearbeitet. Ein Meister will die Pantoffeln mit in das Jenseits nehmen. Der Priester spricht: „O Schuster, du fährst allein dahin, ohn Ratzfell und Pantoffeln muß man ins Jenseits ziehn.“ Die bleiben dieser Welt erhalten. Ein verliebter Bursche will zur Freite eine Jacke geborgt haben: „Gib mir unsere schöne Jacke, ich will heute frein.“ Doch der andere braucht sie selbst: „Gehe selber auf die Freite, und 's ist bitter kalt.“ Ohne Zorn zieht der Bittende und Abgewiesene von dannen: „Träumt und lächelt, denkt ans Bräutchen, an ein reiches Kind, und durch die zeretzten Hosen streicht der kalte Wind.“

In vergangene Zeiten führt das Lied eines Landmannes aus dem Kreise Rybnik zurück:

1. Bin ein schlichter Landmann,
Baue froh den Acker,
Gott läßt alles wohlgelingen,
Dank will ich ihm singen.
2. Fürchte nicht den Herren
Und nicht den Verwalter,
Schaff erst in der Frone wacker,
Dann im eignen Acker.

3. Ist getan die Arbeit,
Wie es war geboten,
Weist der Pfarrer fromm nach oben,
Und der Vogt muß loben.
4. Habe ein Paar Pierdchen,
Ochslein vier vorm Pfluge;
Kann mit Stolz mein Häuschen zeigen,
Schuldenfrei, mein eigen.

Im Inhalt und in der Form gleichen die oberschleifischen Volkslieder oft den deutschen. Blumen prangen auf den Gräbern unglücklich Liebender, die Anklänge an uralte Volksbräuche erheben sich:

Rascha ruft um Hilfe zum erstenmal,
Daß das Gras im Walde
Zittert allzumal.

Rascha ruft um Hilfe zum andernmal,
Daß der Donau Wogen
Schäumen allzumal.

Wer denkt da nicht an das deutsche Ufingerlied! Henker können zum Tode verurteilte Mädchen befreien, wenn das Mädchen in die Heirat willigt, die Tageslieder gleichen sich oft wörtlich:

Hätt' ich nur den Schlüssel
Zu dem Frührotschimmer,
Rief ich es vor morgen
Frühe tagen nimmer.

Hätt' ich nur den Schlüssel
Zu dem Tagessterne,
Noch ein Jahr, ein ganzes,
Blieb der Tag mir ferne.

In Oberschlesien singt man von „Sperlings“ Hochzeit, vom geplagten Häselein, von beliebten Lügenmärchen:

Tanzen Fisch und Krebs zusammen,	Petersilie staunets an,
Pastinack und Zwiebel tanzen.	Wie die Zwiebel tanzen kann.

Die Natur beginnt um die Liebenden zu leben; Rosmarin, Röslein, Vögel . . . sind auch dem oberschlesisch - polnischen Mädchen vertraut. Im oberschlesischen Volksliede ist es die Fichte, im deutschen die Tanne, die immer grünt. Wie ähnlich sich beide in der äußeren Form sind, zeigt fast jeder Vers. Man nehme etwa nur aus dem oberschlesisch - polnischen Volksliede diese zwei Verse zur Vergleichung vor:

Rosmarin ist aufgegangen	Immer, immer, immer immer,
Wird es mir ergrünen,	Immer fällt mir ein,
Weißte Blüten tragen,	Daß mein Viebchen hat
Werd' ich mit dem Kränzlein	Schwarze Augesein.
Dir mein Jawort sagen.	

Wie treffend weiß auch das oberschlesische Volkslied zu zeichnen:

Ramen einst drei Schelme,	Und der eine wirbelt —
Machten Raß,	Hopsasa!
Traten in die Schenke	Die behäb'ge Wirtin
Wie manch andrer Gast:	Im Galopp, trala!
„Aus der Schenke räumt	Und die beiden andern —
Bank und Tisch,	Heida he!
Spielet auf zum Tanze,	Leeren Spind und Kammer —
Musikanten frisch!“	Tanzt und springt, juchhe!

Dann höre man das Lied von der Not:

- | | |
|--|--|
| 1. Not umschleicht mein Häuschen,
Wollte zu mir bringen:
„Geh zum Juden, Glend,
Mir sollst du nichts bringen. | 4. Müllerin kam eilig,
Sah die Not schon sinken:
„Das verdamnte Glend
Will den Teich austrinken.“ |
| 2. Schankwirt-Jude freundlich,
Selbst die Not behandelt,
Gibt ihr willig Branntwein,
Bis sie weiter wandelt. | 5. Müller fing das Glend,
Warf es in den Garten:
„Kannst hier bis zur Hochzeit,
Altes Glend, warten.“ |
| 3. Not war bald berauschet
Und war ganz von Sinnen,
Schwankt' und fiel ins Wasser,
Lag ohn' Rettung drinnen. | 6. Not ermannt sich wieder,
Schleicht ums Haus am Morgen
Sieht in allen Räumen
Vorrat wohl geborgen. |
| 7. Flüchtet in ein Astloch,
Haust darin voll Trauer,
Fletscht die Zähne grinsend,
Liegt dort auf der Lauer. | |

Seit Jahrhunderten zählt Oberschlesien zum deutschen Kulturbereiche, hat es mit Mittel- und Niederschlesien Glück und Schicksal gleich erfahren. Geist und Gemüt der Oberschlesier gilt es aufzuschließen, das reiche Innenleben zu erfassen und zu verstehen. Erst diese Liebe wird uns erhalten, was wahnsinnige Feinde rauben wollen.

Tra, ri, ro, der Summer der ist do! So hat es durch alle Jahrhunderte geklungen. Für unsere Vorfahren bedeutete der Frühling, die steigende Sonne weit mehr als für uns heute. Der Winter war für das Mittelalter und selbst für die späteren Zeiten noch ein harter Gast. So harnte alles sehnfüchtig des Frühlings, man begrüßte die wiederkkehrenden Vögel mit unendlicher Freude und tanzte Reigen um das erste Veilchen. Winter bedeutete für die vergangenen Jahrhunderte auch in Schlesien Finsternis, Gefangenschaft, Stille, der Frühling Sonne, Freiheit, Klang und Sang.

Bei den alten Germanen begann das Jahr mit dem Winter; ohne Ende hoffte man auf lichtvolle Tage und feierte den Tag der Wintersonnenwende, obwohl der Winter noch zu dieser Zeit grimmig durch das Land geht. Man hatte die Hoffnung der aufsteigenden Sonne im Gemüte, man freute sich des künftigen Glanzes. Das Licht schien in die Finsternis! Die zwölf Nächte vom 25. Dezember bis 6. Januar galten als heilig, Feuer wurden angezündet, in den finstern Gemächern brannte der Füllblock als Sinnbild der Sonnenkraft. In diesen Tagen warb Wodan um Fria: Es muß doch Frühling werden!

Kam erst dann der Mai, wollte der Jubel nicht enden. Die Maifeuer loberten auf den schlesischen Bergen, unter Vorantritt des Maigrafen wurde der Maibaum in die Dörfer und Städte geholt. Überall finden wir in den schlesischen Naturfesten Anklänge an uralte Gottesverehrung. Den Kampf zwischen Sommer und Winter führte man dramatisch auf. Die Frühlingsfeier an dem Sonntag Lätare wurde Rosen- oder Sommertag genannt. Sebastian Frank schreibt in seinem Weltbuch 1542 darüber: „An diesem tag hat man an orten ein spil, daß die buoben an langen ruoten brekeln herum tragen in der statt, und zwen angethone mann, einer in Singrüen oder Ephew, der heist der Summer, der andrer mit Gmöß angelegt, der heist der Winter, diese streitten miteinander, da ligt der Sommer ob, und erschlacht den Winter, darnach geht man darauff zum wein.“ Das Lied zwischen Sommer und Winter ist auch aus Schlesien überliefert. Das Lied war während des ganzen Mittelalters beliebt und kommt in mannigfachen Lesarten vor.

Ein uralter Frühlingsbrauch, der noch in die Germanenzeit zurückgreift, ist das Tobastreiben zu Lätare. Der Winter oder Tod wird in Gestalt einer verkleideten Puppe in das Wasser gestürzt oder verbrannt. Dabei wird gesungen:

Woas troan mir, woas troan mir,
A lebendiga Tod begroaba wir,

Wir begroaba ihn under die Tunne,
Doaß scheint die liebe Sunne,

oder:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in ihr Haus,

Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten.

Oft wird der Tod jenseits der Gemeindegrenze auf freiem Felde zerrissen, verbrannt, ertränkt. Von da aus zieht die Schar in den Wald, haut junge Tannen- oder Birkenzweige ab und puzt sie mit farbigen Bändern. Diese geschmückten Zweige nennen die Kinder „Maie“ oder „Summer“. So tragen sie den Tod aus dem

Dorfe hinaus und bringen das Leben wieder. Die Bedeutung dieser Handlungen liegt klar. Die Kinder singen dann von Haus zu Haus:

Den Tod hab'n wir hinausgetrieben,	Den Sommer und den Maien,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,	Der Blümlein mancherleien.

Schon in der Hersfelder Urkunde 1286 ist das „Todaustreiben“ beschrieben worden.

Das „Todaustreiben“ ist in Schlesien meist verschwunden, Anklänge, das „Sommerfingen“ haben sich noch erhalten. Im Culengebirge trugen die Kinder Leinensäckchen an der Seite. Ausgeteilt wurden Brezeln, „Begla“, Eier, „Kränze, gebackene Tabakspfeifen“, Pfeffernüsse, Kupfergeld. Es war ein herrlicher Anblick, wenn die Straße voller Kinder und Sommerbäume stand. Immer neue Scharen stürzten zu früher Zeit in die Häuser. Alles war freudig gestimmt. Ich erinnere mich noch, wie ich als Kind auf die Sommerfinder und ihr Singen gewartet habe. Das Singen dauerte den ganzen Vormittag; erst kamen die Großen, dann die Kleinen. Es ist überall gern gegeben worden. Geizhälse sind freilich immer auf der Welt gewesen. Das Spottlied: „Hindermist und Taubamist, ei dam Hause kriegt ma nisch, ies dos nie 'ne Schande ei dam grußa Lande“ weist auf sie. Aber erst unsere neue Zeit vor 1914 hat es fertig gebracht, einen alten schönen Brauch als lästige Bettelei zu empfinden. Wie lauschte der Herr Better, wenn man ihm zusag: „Der Herr Better hot 'nen hufa Gutt, a ies gor olla Madeln gutt, a wat sich wull bedenka, zum Summer mir woas schenka“, oder der Lehrjunge seiner Meisterin: „Fro Mestarn hot 'n langa Noof, sie greift nie ganne ei a Gräschlatoop.“ Dann kam noch der Gründonnerstag mit seinen Rundgängen: „Guda Morga, gaab's Goot, seib gebata im a Gründunschtig.“ Wieder gab es Schaum- und Wasserbengel. In diesem Wort steckt der althochdeutsche Ausdruck „bou“ = Ring. Die Rundformen der Geschenke enthalten wohl eine Andeutung an das Sonnenrad.

Auch in Oberschlesien lebt der Brauch, die Todesgöttin zum Wasser zu tragen und unter Liedern zu versenken; mit der Lebensgöttin feiert der Mai seinen Einzug. Die Spuren des Winters werden durch Bäder und Waschungen entfernt, selbst die Tiere zur Schwemme getrieben. Die „Schmuckostern“ weisen wohl wie das Begießen mit Wasser auf die Reinigung und den glückverheißenden Frühling hin.

Wenn die Welt schon beginnt, in bunten Farben zu stehen, der Wind die Blätter von den Bäumen streift, wird das Vieh auf die Weide getrieben. Mit den Rufen „Horaus, heraus, ho!“ lockt man es in vielen Orten Schlesiens hinaus. Es steckt ein wenig Rausch in diesem Herbst, von dem hier erzählt werden soll. Um ihn wehen lauter bunte Bänder, und wenn auch die Erde bräunlich liegt, der Himmel ist voll blauer Seide und winkt dem Hüttejungen flimmernd und spielend. Manche Menschen fragen sich, ob es Wert hat, im Herbst zu leben, ihre Seele ist erfüllt von Gedanken und Wünschen, die das sommerliche Leben zerbrach. Die Tage sind für sie verwirrend, sie hören ein fernes Lied von vergoldeten Harfen und starren stumm in das Glas, in dem der Wein

blutet und sehen die Sonne mit roten Fackeln durch den Wald gehen. Ihr Herbst ist Klage und Leid. Nicht so bei dem schlesischen Hüttejungen. Für ihn beginnen erst die Freuden mit dem Herbst. Er legt neuen Glanz in den Alltag. Es ist ein herrliches Fest, den die Natur nach dem heißen Sommerleben feiert. Beim Hüttejungen bleibt alle Schwerkraft fern. Er schaut im Sommer schon nach dem Herbst aus, in dem die Feuer auf den Feldern brennen. Dann aber singt er: „Wäd of, wäd of, schworze Ruh, lieber Obend kumm azu.“

Ein echter Hüttejunge ist ein freier Bursch der Natur. Er läuft mit nackten Füßen, trägt zerrissene Kleider und schmutzige Filzhüte. Das alles gehört zur Sache. Wer einen Hüttejungen mit einem herrlichen Hut auf die Herbstweide schickt, muß stets damit rechnen, daß er eines Tages davon nur einen armseligen Stumpf wiederbringt. Die Ziegen knabbern ihm den Rand ab, wenn er schläft, spüren jeden Nitz nach Brot und Süßigkeiten durch, und die Kühe vollenden oft mit einem Ruck das Werk der Zerstörung. Ein echter Hüttejunge hat stets in seinem Leben erfahren, daß das Vieh eine außerordentliche Liebe für seine Kleider besitzt und daß für ihn nicht überall Bänke und Tische für das Leben bereit stehen. Ein echter Hüttejunge muß gut „Hello, hello Maitron, Grieger Friße wiel a Weib hoan“ schreien und laut knallen können. Wenn er auf nichts Wert legt, aber auf seine Peitsche wird er halten. Mit ihr sendet er oft mit jeder Minute Nachricht in das Dorf, daß er noch am Leben ist. Er muß sich darin von Jahr zu Jahr vervollkommen. Zulezt ist er aller Welt im Dorfe über. Dann erzählen seine Kameraden von ihm, und so will er es haben. Messer und Streichhölzer dürfen in den Taschen nie fehlen.

Es wäre vielerlei von dem freien Naturleben, insbesondere beim Hirtenfeuer und den gebratenen Kartoffeln zu erzählen; die Herrlichkeit der Hüter zeigt aber doch der Gesang. Man könnte ihn in einen lichtvollen und einen dämmernden Teil, in den Tages- und den Abendgesang zergliedern. Beim Austreiben, in den Stunden, da die Sonne scheint, herrscht Fröhlichkeit, Liebe, Neigung in Wort und Weise, die der Wit und der Spott bekräftigen. Wenn die Nebel schon beginnen, über die Äcker und Wiesen zu schleichen, stiehlt sich der Ärger in das Lied. Dann tauchen dunkle Feindschaften auf. Der Hüttejunge lebt in ewigem Hader mit der Magd, dem Herrn, der Frau. Er will eintreiben, und alle lassen ihn warten. So ergießt sich der Zorn im Liede. Es fängt an, auch in der Seele zu dunkeln, wenn der Abend kommt. So erklingt es von der Weide, daß die Magd in ihrer Faulheit gehängt werden sollte, und vom Bauern heißt es ärgerlich:

Horei, horei, ho,
Sein mer nich bale do,

Wu die grußa Pauarn sita
Mit da langa Zippelmika.

Ja der Hüttejunge will sogar davongehen:

Horei, horei, ho,
Jech bleibe nimmer do,
Der Paur heebt mich immer,
Die Frau ies no viel schlimmer,

Die Putter macht sie klene,
U Rase frißt sie allene,
Horei, horei, ho,
Jech bleibe nimmer do.

Doch kommt es wirklich zum Eintreiben, ist das Leben wieder ein Jubellied: „Horei, horei, ho!“ Das klingt wieder sehr friedlich, wie das Liedchen am Feuer: „Brih, Feuerle, brih, ich hitte ganne die Rih.“ Der Groll ist dahin, die Glocken der Rüche läuten Frieden. Die Nacht sät schon die ersten Sterne. Was hat der Hüttejunge noch eben in das Dorf geschrien: „Hello, hello, Ribarei, wat ni bale Zeit eitreiba sein? O nee, o nee, no lange nicht, die faule Moat hot no ni ausgemist. Sie hot sich uffs Struh gelät und no te Halmle Struh gesträt.“ Der Hüttejunge hält sich in einiger Entfernung von der Magd. Sie weiß, daß er noch schändlichere Reime in das Dorf schreien kann.

Denken wir an die Zeit von 1813. Da gleicht das Volk einem Meer, das ergriffen wurde bis in die Tiefe, um das die Stürme wehen, und das nun wogt und braust. In diesen bewegten Tagen, da die Herzenssaiten eines jeden einzelnen wie die gesamte Volksseele schwingen, fließt der Born des Volksliedes überreichlich, und so mancher Mann mitten aus dem Volke wird zum Dichter und Sänger. Es sind uns aus jenen Tagen lange nicht alle Lieder erhalten geblieben, die in Schlesien und von schlesischen Kriegern gesungen wurden; doch manches schöne Lied haben uns die Sammlungen aufbewahrt, ja, manches Lied wird bis heute gesungen, ohne daß der Sänger weiß, daß es aus jener Zeit stammt. Es bleibe bei ihnen dahingestellt, ob sie nun alle ursprünglich in Schlesien entstanden sind. Kein Volkslied läßt sich mit aller Bestimmtheit an irgendeinen Ort oder etwa an eine Landschaft binden; wir kennen weder den Dichter, der es formte, noch Zeit und Ort, da es entstand. Das Volkslied gehört dem gesamten Volke, das singt. Doch wie Schlesien vor 100 Jahren mit die Geburtsstätte der großen Volksbewegung war, so war es wohl auch die Heimat so manches Liedes, das bald in ganz Deutschland erklang. Die Dichter aber müssen wir, da es sich doch meist um Kriegslieder handelt, vor allem unter den Soldaten suchen, die die Ereignisse mit erlebten, die auf dem Marsche zum ersten Male die neuen Lieder anstimmten, die vielleicht am Abend zuvor am Wachtfeuer gedichtet worden waren.

Der macht sich von dem Singen in jenen Tagen eine ganz falsche Vorstellung, der etwa glaubt — und dieser Glaube ist nicht selten — die Lieder eines Körner, Arndt, Schenkendorf seien im Munde des Volkes gewesen. Die Lieder dieser Kunstdichter, die wir heute ohne weiteres mit den Befreiungskämpfen verknüpfen, waren damals nur sehr wenigen bekannt. Gesungen wurden sie, außer von solchen Kämpfern, die den Dichtern nahestanden, überhaupt nicht. Dafür zeugen die geschriebenen Liederbücher aus jener Zeit. Echt volkstümlich sind die Lieder jener Dichter nie gewesen und werden es nicht sein. Sie sind viel zu viel Kunstdichtung; es fehlt der echte Volkston, besonders auch die echte Volksweise. In der großen Masse lebte damals allein das wahrhafte Volkslied, das mitten aus dem Volke emporwuchs; es wurde gesungen auf dem Marsche, im Feldlager, im Quartier, vor und nach der Schlacht, in Feindes- und Freundesland.

Wie alle geschichtlichen Lieder, sind auch die Volkslieder aus der Zeit von 1813 Schöpfungen des Augenblickes. Darin liegt es wohl auch begründet, daß viele wieder versanken und nur die allerbesten im Volksmunde blieben. Als Schöpfungen des Augenblickes aber haben gerade diese Lieder einen großen Wert; aus ihnen wird deutlich, was aus diplomatischen Quellen nicht ersichtlich ist: die Stimmung des Volkes, alles Hoffen, Sehnen, Ringen jener Tage.

Es ist in der Geschichte des Zeitliedes eine merkwürdige und doch seelenkundlich so leicht erklärliche Erscheinung, daß die Stimmung, das Gefühl, das allgemeine Menschliche in diesen Liedern, je mehr wir uns der heutigen Zeit nähern, stetig überwiegt und der eigentliche Bericht über das Geschehnis selbst immer mehr zurücktritt. So sind die letzten geschichtlichen Lieder aus dem Kampfe unseres Volkes mit den Franzosen — ich erinnere nur an das schöne Lied „Bei Sedan wohl auf der Höhe“ — nichts als wahre Seelengemälde; so unterscheiden sich die Zeitlieder von 1813 schon sehr von den geschichtlichen Liedern aus dem Mittelalter, etwa von den Liedern der Landsknechte. Die Begebenheit wird meist nur kurz und knapp angedeutet und als bekannt vorausgesetzt. Wir finden keine Beschreibung der Schlacht; der Volksfänger schaut die Schlacht nicht wie der General, der sie lenkt; er sieht das Ereignis nicht mit den Augen eines Geschichtsschreibers: er erfährt nur den Sinn des Geschehens, die Meinung der Mitthandelnden. Die genaue Schilderung des einzelnen haben längst die Zeitungen übernommen.

1813 wird die Beschreibung schon seltener, bis sie 1870 dann ganz verschwindet. In den Schlachtenlärm klingen die Glocken des Heimatdörflens, da schimmert das Vaterhaus im Abendfrieden, da denkt man am Abend des Abschieds von Vater, Mutter, Schwester und Bruder und malt ihn sich noch einmal aus. So schaut aus so vielen Liedern schon 1813 ein weicher, wehmütiger Zug heraus, der recht verstanden sein will; wir müssen es uns oft überlegen, daß es jene Helden sind, die mit soviel Ingrim und solchem Todesmut in allen Schlachten fochten und mit dem Kolben dreinschlugen. Dieses Weiche und Wehmütige ist etwa keine Entartung, sondern nichts anderes als ein natürlicher Zug des tiefen Gemüths; die Lieder haben den Kleinkram der Erzählung abgeworfen, das Gemüth waltet frei. So entstehen neue Blüten der Volksdichtung. Daneben weht natürlich auch manch frischer Zug durch die Lieder.

In solchen Tagen, wie vor 100 Jahren, steht nicht allein die Gegenwart lebendig vor dem einzelnen Manne im Volke, sondern mit der Gegenwart Hand in Hand stellen sich Vergangenheit und Zukunft vor das Auge. Das Volk erinnerte sich damals einer Königin, die den Befreiungskampf nicht mehr erleben sollte. Wir werden uns nicht wundern, daß 1813 soviel das Lied von der Königin Luise, das ja noch heute bekannt ist, gesungen wurde: „Wilhelm, komm an meine Seite.“

Wie ein Bann lag es 1812 auf dem preussischen Volke, als sich die Große Armee durch Preussens Provinzen wälzte und die französischen Soldaten dem Bauern und dem Bürger das letzte Gut raubten. Wer wagte da noch zu hoffen? Verzweifeln ertrug man allen Spott und Hohn. Gegen diesen Napoleon zu

kämpfen, war doch vergeblich. Als aber die Nachricht von der großen Niederlage, von der Flucht Napoleons kam, da löste sich der Vann:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Ist denn das schon wirklich wahr,
Was man hat vernommen,
Daß so eine große Schar
Ist nach Rußland kommen?</p> <p>2. Mit Kanonen, Spieß und Schwert
Sind zum Krieg versehen,
Viel zu Fuß und viel zu Pferd,
Die nach Rußland gehen.</p> | <p>3. Napoleon zum Volke sprach:
„Hier gibt's keine Gaben,
Petersburg, die Residenz,
Müssen wir noch haben.</p> <p>4. Da gibt's Brot und Fleisch genug
Und ein frohes Leben,
Und ein Glas Champagnerwein,
Bier und Schnaps daneben!“</p> |
|--|--|

Ein zweites Lied um diese Zeit ist freilich schon viel fecker. Es wird bereits gegen Napoleon gerüstet. Dieses schlesische Lied hat für Napoleon und sein Heer nichts als Spott und Hohn übrig. Wenn je derber Humor das Recht hat, sich auszuleben, so ist es im Kriege. Und zu allen Zeiten, von Homer herauf, haben denn auch die Kämpfer davon ausgiebig Gebrauch gemacht.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Wie kommst du, großer Kaiser,
Von Rußland nach Paris?
Du bist gewaltig heiser,
Dich frieret an die Füß'.</p> <p>2. Du fährst auf einem Schlitten
Auf Sand und ohne Schnee
Und holst wohl Butterschnitten
Für deine groß' Armee?</p> <p>3. Es kamen die Franzosen,
Zu uns nach der Schlefing,
Hier kauften sie sich Hosen,
Dann ging's nach Moskau hin.</p> | <p>4. Hier wollten sie regieren,
Da fiel ein großer Schnee:
„Ach“, schrien sie, „wir erfrieren,
Uns juckt die große Zeh!“</p> <p>5. O großer Bonaparte,
O hättest du's bedacht,
Und dir in einem Sacke
Warm Wetter mitgebracht!</p> <p>6. Da wären nicht erfroren
So viele tausend Mann,
Und hätten ihre Ohren
Und auch die Nasen dran.</p> |
|--|---|

Welch frischer, heller Mut, als es dann endlich in den Kampf gegen Napoleon geht: „Wir Preußen ziehen in das Feld!“

In einem anderen schlesischen Kriegsliede aus jener Zeit klingt es schon etwas schärfer:

Napoleon, du Schustersohn,
Wirst abgesetzt von deinem Thron,
Du Lumpenkaiser!
Hätt'st du mit den Preußen Friede gemacht
Und hättest nicht an Rußland gedacht,
So wärest du noch Kaiser!

Napoleon, du Teufelskind,
Der du alle jungen Burschen nimmst,
Du Lumpenkaiser!
Mit dem König von Preußen hat's keine Not,
Der König von Preußen hat Geld und Brot
Für seine Leute.

In frischem Tone ist ein Lied gehalten, das den Abschied vom Liebchen besingt:

Adé mein Liebchen! ich muß fort,
Ich muß nach einem andern Ort,
Marchieren in das weite Feld,
Es fehlt mir nur an Geld.

Nimmt eine Kugel mir das Bein
Dort an dem schönen, deutschen Rhein,
Komm ich zurück ins Vaterland,
So wird mein Mut bekannt.

Wehmütig stimmt ein anderes Abschiedslied, das 1813 viel gesungen wurde und 1870 ebenfalls wieder auftaucht. Da liegt der zu Tode ermattete Krieger vielleicht auf hartem Felde. In jenem Augenblicke übermannt den Wackern, der

eben in der Schlacht bitter dreinschlug, die Empfindung. So träumt er hinüber in die ferne Heimat. Alle Gedanken werden wieder wach, die ihn beim Scheiden von ihnen besetzten:

Nun ade, herzlichster Vater,
Nun ade, so lebe wohl!
Willst du mich noch einmal sehen,
Steig hinauf auf jene Höhen,
Schau hinab ins tiefe Tal,
Siehst du mich zum letzten Mal.

Die Trompeten hört man blasen
Draußen auf der grünen Heide;
Ach, wie bange tun sie blasen,
Vater, Mutter zu verlassen,
O, du großes Herzeleid,
O, du große Traurigkeit.

Das weiche Gemütsleben des Deutschen verrät ein weiteres schlesisches Lied jener Zeit. Kein troziger Männerkampf, kein Schwertklingen im Liede: ein leises Schwingen des Herzens. Trotzdem singen sie Lieder, in denen die Wehmut steckt. Als zu wehmütig war das folgende Lied im Heere Blüchers verboten.

Holbe Nacht im dunklen Schleier
Sieht mein Aug vielleicht zum letztenmal,
Morgen lieg' ich schon vielleicht gestreckt,
Ausgelöscht von der Lebend'gen Zahl.

Morgen ziehen wir für unsere Brüder
Und fürs Vaterland zum Streit;
Aber ach, so mancher kehrt nicht wieder,
Der sich als Freund an Freundes Busen freut.

Doch das Kampflied der schlesischen Landwehrmänner, die den französischen Marschall St. Cyr in Dresden belagern helfen, schreitet wuchtig daher. Da sehen wir die Männer im Pulverdampf, da hören wir in Wort und Weise den Schritt der Bataillone, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, den Donner der Geschütze. Kaiser Napoleon steckt natürlich nach dem Volksfänger in Dresden, und Blücher schickt einen Trompeter hinein. Das Lied lehnt sich an alte Formen an. Es ist merkwürdigerweise aus ganz Deutschland nicht überliefert, wird aber in Raschbach im Eulengebirge noch heute viel gesungen. Ich fand es in dieser Gegend auch im Liederhefte eines Freiheitskämpfers.

Marchieren wir über das Sachsenland,
Stadt Dresden ist uns wohlbekannt,
Marchieren wir über die Schanzen,
Frisch auf, ihr Brüder, ins weite Feld,
Zum Truze der stolzen Franzosen.

Fürst Blücher schickt einen Trompeter hinein
Was Kaiser Napoleon dazu mein',
Ob er die Stadt Dresden wolle geben sein,
Er solle sich resolvieren,
Die Preußen, die stehen so feste davor,
Als wollen sie bombardieren.

Wir treffen in allen den Liedern so oft auf das Wort „deutsch“. Das Hoffen aller derer, die da im Felde standen und sangen, ging hinüber zum großen erträumten, deutschen Vaterlande. Das Volksbewußtsein flammte auf.

Doch erst 50 Jahre später sollte aus dem Boden von 1813 das große Deutsche Reich wachsen. Da erleben viele der Lieder eine Art Auferstehung, sogar das Reimwort von 1813 „mit der Picke ei's Genicks“.

Das Marlborough-Lied ist in Schlesien in einigen Lesarten verbreitet und besonders in den Bergen zu Hause. Eigenartig ist der geschichtliche Hintergrund dieses Liedes. Das Lied ist wahrscheinlich zuerst im französischen Heere erklingen, als nach der Schlacht bei Malplaquet 1709 das Gerücht vom Tode des englischen Heerführers Marlborough umging. Wo es eigentlich

entstanden ist, kann nicht sicher erwiesen werden. Von Frankreich hat es aber nachweislich seine Reise in die Welt angetreten. Durch die Amme Ludwigs XVII. soll es an den französischen Hof gebracht worden sein. Hier hörte es Marie Antoinette, die Hofleute fanden Gefallen an dem Liede, sangen es oft, und bald war es überall verbreitet. Das Lied verfolgte Goethe in Italien, in der zweiten römischen Elegie heißt es:

So verfolgte das Liedchen „Malbrough“ den reisenden Briten,
Erst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Neapel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied.

Erst die französische Revolution machte den Ruhm des Liedes zuschanden; doch wird von Napoleon noch erzählt, daß er das Lied angestimmt habe. In Deutschland muß sich das Lied sehr lange erhalten haben, ja, es kann eigentlich niemals ganz verklungen sein. Wenn Böhme das Jahr 1845 angibt, da ein Freund Ercks das Lied noch in Schlesien singen hörte, so darf mit dieser Zeitangabe auf keinen Fall eine Grenze für das Singen in Schlesien gegeben werden. Böhme ist bekanntlich sehr leicht mit seinem Urteil. In den Jahren 1870—1900 ist das Lied eines der vielgesungensten Lieder im Culengebirge; 1910 schrieb ich es aus dem Volksmunde auf, nachdem ich es unzählige Male in meiner Kinderzeit mitgesungen hatte. Das Lied ist eigentlich nie verklungen. Das kann noch heute bewiesen werden.

Seine große Kraft liegt in der Weise. Sie ist äußerst schmiegsam und wohlgefällig, gewiß sehr alt und reicht bis in das Mittelalter, in die Zeit der Kreuzzüge zurück. Auch das Lied ist keine ursprüngliche Dichtung, sondern nur eine Um-dichtung eines weit älteren Liedes. Es steht fest, daß schon 1563 von französischen Soldaten ein ähnliches Lied als Klagegesang gesungen wurde.

Wie das Lied zur Zeit Goethes nach Italien gedrungen ist, ist es auch nach Schlesien gewandert. Es war schon bekannt, als französische Soldaten 1806/7 nach Schlesien kamen. Oft beginnt es noch: Malbrud zog zum Kriege — Ein Fähnrich zog zum Kriege — Mein Bruder zog zum Kriege. —

Im schlesischen Gebirge ist es ein reines Liebeslied geworden; von „Malbrud“ ist keine Rede mehr. Diese Wandlung ist schon zeitig eingetreten; in den alten handschriftlichen Sammlungen von Liedern aus dieser Gegend, die mir zu Gebote stehen, ist von geschichtlichem Anflang nichts mehr zu spüren.

So wird das Lied heute noch im Gebirge gesungen:

- | | |
|--|---|
| 1. Mein Schatz, der ist im Kriege,
Widrum ja, ja —
Mein Schatz, der ist im Kriege,
Wie mag es ihm nur gehn! | 4. Zwei Burschen sah ich kommen,
Was bringt ihr Neues mit? |
| 2. Zu Ostern wollt' er kommen,
Widrum ja, ja —
Zu Ostern wollt' er kommen
Und ist schon Pfingsten da. | 5. Das Neuste, was wir bringen,
Mach' dir die Augen naß! |
| 3. Ich stieg auf jene Höhe
Und schaut hinab ins Tal. | 6. Dein Schatz, der ist erschossen,
Ist tot und lebt nicht mehr. |
| | 7. Wir haben ihn begraben,
Mit vieren Offizier'n. |
| | 8. Der erste trug den Degen,
Der zweite das Gewehr. |

9. Der dritte trug den Küras,
Der vierte ritt sein Perd.
10. Sein Grab, das wurd' beschossen,
Mit Pulver und mit Blei.

11. Und bei des Grabes Hügel,
Da stand ein Eichenbaum.
12. Und auf dem Eichenbaume
Sang eine Nachtigall.



ines Tages rede ich in meinem Heimatsdorfe mit einem guten Bekannten, dem ich so manches Volkslied verdanke. Draußen liegt die Abendsonne blank im Hofe, eine Amsel singt aus dem Obstgarten herüber und wenige Augenblicke freuen wir uns des weichen Glanzes, der fern über den nahen Bergen in der Luft liegt. Denn seit Tagen ist der Frühling sonnig aus tiefen Gründen aufgestanden. Ich habe wohl, während wir beiden hinter der Flurtür halten, bemerkt, daß die Kinder des Bauern mit denen aus der Nachbarschaft im Kreise herumspringen, aber auf die gesungenen Lieder, die vom anderen Ende des Hofes zu uns herüberschallen, nicht sonderlich geachtet. Glaube ich doch, gerade an diesem Orte den gesamten Liederchatz genau zu kennen. Es waren ja auch bekannte Weisen, die bisher erklangen.

Von neuem heben die Kinder an, im Kreise zu schreiten und zu singen. Ich horche auf; es ist ein mir unbekanntes Spiel. Schwermütig setzt es ein und endet mit einem fröhlichen Herumwirbeln. Neugierig nahe ich der spielenden Schar, die auf meine Bitte das Spiel wiederholt. Wieder zuerst tieftraurige Kindergesichter, die den Schmerz des Liedes spiegeln sollen, und dann am Ende fröhliches Tauschen, als es heißt:

Und was meinst du dazu,
Daß ich heiraten tu,

Und ich heirate mir
Einen Unteroffizier.

Ich habe mich auch nicht getäuscht. Der Anfang dieses höchst sonderbaren Kreis-spieles ist ein Bruchstück aus dem Liede „Es zog ein Matrose wohl über das Meer“, wie es nicht nur in Schlesien, sondern auch am Rhein und an der Mosel und Saar gesungen wird. Siehe Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge, S. 34; Becker, Rhein. Volksliederborn, S. 83; Köhler-Meier, B. von der Mosel und Saar, S. 195.

Aus der Gegend selbst, in der es jetzt erschallte, konnte das Lied nicht stammen; die Weise ist völlig anders geformt, und der Wortlaut weist mancherlei Veränderungen auf:

Es zog ein Matrose wohl über das Meer,
Nahm Abschied vom Liebchen, das weinte so sehr.
„Ach Liebchen, ach Liebchen, ach weine doch nicht,
Zwei Jahr oder drei Jahr, dann fehr' ich zurück.
Sie stellt sich an's Ufer mit traurigem Blick:
„Mein Liebster, mein Liebster kommt nimmer zurück.“
Da kamen zwei Fischer und sagten:
„Dein Mann ist ertrunken im gräulichen Meer.“
Und was sagest du dazu, daß ich heiraten tu,
Und ich heirate mir einen Unteroffizier.

Wie kommt das Lied in das Gebirgsdorf? Es stellt sich heraus, daß es die Kinder eines Kaufmanns, der aus Breslau in das Dorf zugezogen ist, mitgebracht haben. Die Verschlingung von Trauer und Lachen fand bei den Dorfkindern Gefallen.

Es gelang mir, die Spur der Liedwanderschaft von Breslau aus weiter zu erforschen. In die Großstadt war es aus einem Dorfe der Oberebene gereist. Hier war die Liedmäre von den Matrosen längst in das Reich des Kinderliedes übergegangen, nun es den Kreislauf bei den Alten vollendet hatte. Die Alten hatten von dem Liede nur noch dunkle Erinnerungen.

Ganz bemerkenswert ist, wie die Kinder das Lied dort seelisch verarbeitet hatten. Beim Spiel wurden zwei Reihen gebildet, die, abwechselnd aufeinander zuschreitend, sich Kunde von dem Matrosen gaben. In dem Dorfe der Oberebene fehlt auch der Schluß: „Und was meinst du dazu.“ . . . Für die Kinder des Landdorfes endet die Ballade: „Dein Mann ist ertrunken im gräulichen Meer.“

In der Großstadt macht sich der nie ruhende Kindergeist von neuem über das Lied her: es wird in einen Kreislauf, bei dem sich die Nachbarn die Hände reichen, umgemodelt, und die Trauer wird am Schluß durch Jauchzen verdrängt, in dem der lustige Scherz von der Heirat angehängt wird. Woher stammt dieser Schluß? Ich konnte es nicht feststellen, soviel ich mich auch darum bemüht habe. Gewiß ist auch der Schluß das Bruchstück irgendeines Liedes, das der Kindermund aufgriff. Durch die endliche Lösung des Leides durch Freude, hat das ganze Liedchen an seelischer Bewegung gewonnen; es übt jetzt auf alle Kinder stärkere Reize als irgendwann zuvor aus, und es wundert mich nicht, wenn ich es bald in anderen Dörfern des Gebirges antreffen werde. Bei dem seelischen, sprachlichen und musikalischen Aufbau des Liedchens aber müssen wir noch halten.

Die Märe endet in ihrer ursprünglichen Fassung tröstlich und befreiend: der Matrose rettet sich vom sinkenden Schiff und kehrt in die Arme seiner harrenden Braut zurück. Das Kinderlied wählt diesen Schluß nicht, sondern reißt den Gang der Handlung kurz mit dem Untergange des Geliebten ab. Es ist schwer zu entscheiden, wie es zu diesem Schluß gelangt. Es kann der Fall derart vorgelegen haben, daß das Lied schon so schloß, als es in das Kinderreich kam. Doch könnte man auch von absichtlichem Abschluß manches Wort sagen. Die Kinder lieben graufige Stoffe, ja, je graufiger, desto lieber werden alte Gefänge übernommen und festgehalten. Man erinnere sich hierbei nur des bekannten Kinderliedchens: Mariechen saß auf einem Stein. Der krasse Geschwistermord schreckt die Kinder durchaus nicht zurück.

Vier Strophen werden so von der alten, ursprünglichen Märe herübergeholt, aber zu einem Ganzen zusammengeschmolzen. Das zeigt die Führung der Weise. Als ich das Lied aufzeichnete und mit der Fassung des Liedes verglich, wie es die Erwachsenen singen, glaubte ich, Fehler in der Aufzeichnung gemacht zu haben. Es waren wohl vier Strophen, gleich aufgebaut und vom alten Liede übernommen, aber keineswegs musikalisch gleich gesetzt. Während die Weise in der ersten

Strophe am Anfang zweimal den Ton g einsetzt, schreitet die zweite und dritte vom g sofort zum a, und die vierte Strophe verharrt sogar beim Anfangston e und bringt g erst beim dritten Schritt u. a. Ich ließ mir das Lied am anderen Tage von denselben Kindern vorsingen. Es war die gleiche Fassung und dieselbe Führung der Weise. Noch immer hielt ich Fehler, und sollten sie auch bei den Kindern liegen, für gewiß. Ich warf das Blatt hin und prüfte nach drei Wochen noch einmal nach. Wieder die gleiche Weise. Von einer Täuschung konnte nun keine Rede mehr sein. Diese Änderung der Weise kann auf Zufälligkeiten beruhen und sich in der Familie des zugezogenen Kaufmanns festgelegt haben. Eigentümlich bleibt auch das Zögern von Wort und Weise in Strophe 4, könnte aber als ein Verhalten und Atemholen für das kommende, tolle Herumspringen erklärt werden.

Dieses Kinderlied zeigt, wieviel Fragen gerade bei solchen merkwürdigen Neugestaltungen noch ungelöst bleiben, wenn mir auch hier ein glücklicher Zufall vieles von selbst in die Hand gab. Im Reiche des Kinderliebes schafft die Phantasie unermülich, und wie merkwürdige, weite Reisen machen nicht die Kinderlieder; von der Ebene in die Großstadt, von da hinaus in die Berge. Die Fahrten dieses Kinderliebes sind noch nicht zu Ende.

Die Volkskinderdichtung ist aus dem Volke selbst herausgewachsen. Hierin ruht alle die unverwüßliche Kraft, mit der die anspruchslosen Reime den Jahrhunderten trotzen. Gar mancher Sturm ist über das Heimatland hinweggebraust, vieles wurde für immer ausgewischt, mancher Wandel vollzog sich, die Kinderlieder und Kinderspiele blieben fast unverändert. Noch immer klingt sogar der Schatz unserer Altvorderen darin. Diese Reime sind das kostbarste Erbstück der deutschen Kinderwelt.

Hier könnte die sonstige Kinderdichtung, die sich gewöhnlich in der Schule breit macht, eins lernen: Frische, Natürlichkeit in jeglichem Sinne, Einfachheit. In den Volksreimen ist alles kindlich gedacht, es werden keine Gefühle hineingelegt, die Kinder nun einmal nicht haben. In der Volksdichtung blieb nur das Beste erhalten, an dem sich die Kinder seit Jahrhunderten erfreut haben. Die Naturgeschichte der Reime, der Boden, aus dem sie hervortruchsen, macht es verständlich, warum unsere Kinder so sehr an ihnen hängen und immer wieder auf sie zurückgreifen.

Über ganz Schlesien verbreitet ist das Liedchen vom Sonnenkäser:

Summerkaserla (Sunnakaserla) fliege,	Die Mutter ies ei Pummerland,
Der Voater ies im Kriege,	Pummerland ies oabgebrannt.

Der Sonnenkäser war der Göttin Holda geweiht, die das Haus und die Fluren schützte; Pummerland bedeutet Holdaland. „Hollerland“ ist noch im Reime in einigen Dörfern im schlesischen Gebirge vorhanden; auch in der Badischen Pfalz wurde nach den Mitteilungen Blinds „Hollerland“ gesungen. Somit weist das Liedchen auf den großen Weltbrand, in dem Hollerland, unsere Erde, ver-

nichtet wird und Wodan, der Gemahl Freias oder Holdas, im Kampfe mit den Riesen neben allen Göttern fällt und die neue selige Welt aus dem Brande herauf-leuchtet. Alle ursprünglich Frau Holda geweihten Tiere wurden später nach der Jungfrau Maria genannt, darum ist auch der Anfang „Mariafaferla“ gebräuchlich; in einigen Gegenden Deutschlands heißt der Käser: Muttergotteskühelein. Dasselbe Liedchen wird heute auch, oft verlängert, auf den Maikäfer bezogen, der von den Germanen als Frühlingsbote begrüßt wurde.

Auch Rufe an andere Tiere, wie z. B. den von unsern Vorfahren göttlich verehrten Ruckuck, reden noch von dem uralten Volksglauben. Nicht minder die vielen Sonnen- und Regenlieder.

Uralte Kunde ruht weiter in so manchem Spiele unserer Kinder. Alt-heidnischer Glaube, alte Sitten und Gebräuche, die längst von den Alten abgelegt wurden, wanderten in das große Reich der Kinderreime. Hier erlebten sie eine neue Auferstehung. Die Ringelreihen unserer Kinder sind oft nichts anderes als Reste von szenischen Aufführungen bei den Götter- und den großen Jahresfesten in alt-germanischer Zeit. Stets war ja der heidnische Götterdienst mit Tanz und Singen verbunden. So haben wir in dem bekannten Liedchen: „Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausfät?“ ein Stück des altdeutschen Gebärdentanzes vor uns. Was die Alten vor Jahrhunderten vollbrachten, das üben jetzt noch die Jungen. Sehr bemerkenswert ist unter vielen Spielen das bekannte Brückenspiel:

Zieheth durch, zieheth durch die goldne Brücke,
Sie ist entzwei, wir woll'n sie lassen fließen.
Mit was? Mit Gras, mit einerlei, mit zweierlei,
Der Dritte muß gefangen sein!

Hier wird an den Ritt der Toten über die Totenbrücke, die von der Erde über das Wasser in das Nebelreich führt, erinnert. Sie ist mit glänzendem Golde belegt. So auch die Äsenbrücke, die beim Weltbrande zusammenbrechen wird. Dieses Spiel führt schon Fischart in seinem „Gargantua“ an, und Geiler von Kaisersberg beschreibt es: „es wird ihnen nichts mehr, dann daß sie wie im Spiel der faulen Brucken einmal die Hände zusammenschlagen und jauchzeten und dann wieder herabspringen, vitschen und burkeln.“ Die vielen Spiele mit Blumen, Kranzbinden reden von den alten, fröhlichen Reigentänzen im Mittelalter; am meisten gesungen wird wohl noch: „Ringel, Ringel, Rosenkranz.“ Reigen und Ballspiel waren die Hauptbelustigungen von groß und klein im Mittelalter; die Kinder ahmten den Erwachsenen nach; sie guckten ihnen alles Neue ab, und das Alte, das jene schon kaum mehr kannten, hielten sie fest. Noch im Mittelalter sprangen die Großen im Reihen und schlugen im Maien auf der grünen Aue den Ball, noch immer setzen die Kinder heute den Reihentanz fort und jauchzen noch im Kreise, wenn das „Ringel, Ringel, reihe“ erschallt. Doch nicht nur die heiteren Frühlingsreigen, auch den düsteren Totentanz nahmen sie zu sich.

Bei vielen Kinderreimen bleibt die Beziehung zu alten Gebräuchen unklar; die Form wandelte sich, manches kam dazu, manches fiel weg. So ist es bei dem

bekannten Kinderspiele: „Es kamen drei Damen aus Ninive“ fraglich, ob es eine Brautwerbung darstellt oder nur als die Nachahmung eines im Mittelalter beliebten Mönchs- und Nonnenspieles anzusehen ist. Namen dürfen nie zu bloßen Deutungen verleiten. Die Kinder lieben bekanntlich wunderliche Silbenspiele, und oft spielen nur örtliche Sagen hinein in die Dichtung.

Ob man nun auch die Kinderdichtung nach der mythologischen, sittengeschichtlichen, sprachlichen Seite betrachtet, überaus reizvoll und lehrreich bleibt vor allem ihre seelische Aufschließung.

Das Kind wird ganz von der Phantasie geleitet. Sie tritt zuerst bei der Zergliederung der Reime auf. Alle Dinge um das Kind werden belebt, immer neue seelische Brücken werden geschlagen. Hier besonders zur Tierwelt. Die Haustiere nehmen natürlich eine bevorzugte Stellung ein; sie sind die ersten Genossen der Kleinen. Der Hahn kräht, weil ihn niemand zum Tanze führt, das Hündchen bellt, um das Kind zu rufen, die Unke schreit klagend im Teiche, weil sie vergaß, zu rechter Zeit einen Mann zu nehmen. Alles wird verklärt, und die gesamte Anteilnahme zeugt von einer wunderbaren Gemütsiefe. Wie rührsam sagt das Häschen seine vielen Plagen, die Kaze läuft in einem roten Röcklein die Treppe hinab, die Gänse müssen den harten Winter hindurch barfuß laufen, der Ruckuck wird im Walde so naß, weil er sich sieben Frauen hält, mit denen er manchen Kummer hat; der Fink ist gestorben, weil das Wasser im Näpfschen fehlte, dem Fuchs und dem Wolf wird gedroht, damit sie von dem Raube lassen. So wird Liebe und Sorge kund getan und der Unwillen gegen böse, verschlagene Tiere laut. Die Vögel machen den Kindern eine besondere Freude; sie sind überall neben fröhlichen Kindern. Aber auch die Blumen werden nicht vergessen, sobald nur der Frühling leuchtet. Veilchen, Himmelschlüssel, Kornblumen, Rosen, Löwenzahn sind die Vertrauten der Kinder.

Besonderes Wohlgefallen bereitet die Klangnachahmung der Tierstimmen. So hören wir den Hahn im Reime schreien, das Schwein grunzen, das Lämmchen blöken; die Kohlmeise ruft „Flick 'n Pelz“, die Ammer „fi, fi, fi, fi noch früh“, der Fink „Der Wein ist aus“, die Grasmücke „Meine Mutter hat sieben Töchter“, der Sperling „Dieb! Dieb!“, das Rotschwänzchen „Pauer, du sähest den Haber“. Man höre das Hofgespräch zwischen Enten, Haushund, Kaze und Hahn, das schon im „Wunderhorn“ steht:

Die Enten sprechen: Suldota kumma! Suldota kumma!

Der Enterich: Sapperlot! Sapperlot!

Der Haushund: Wu? wu? wu? wu?

Die Kaze: Wo vo Heinrichau!

Der Hahn auf der Mauer: Sie sein schunt do!

Diese Nachahmung von Tierstimmen wird schon oft von Dichtern im Mittelalter erwähnt; so gibt z. B. Fischart das „cras, cras“ der Raben wieder, auch im „Narrenschiff“ finden wir den Ruf. Die Phantasie macht vor leblosen Dingen nicht Halt; das Geklapper der Mühle, der Glockenklang wird gedeutet. Schon Luther

weist auf den Kinderreim: Kling — Klang — gloriam; die Sau, die hat den Chorrock an! In das Reich der Phantasie fallen auch alle die begriffslosen Blaudereien und Silbenspiele, Schnellsprechen und Sprachscherze, Kettenreime. Es sind zugleich Zungenübungen. Diese Silben- und Wörterspiele sind schon alt. Bei Fischart steht eine ganze Reihe, z. B.: Zungenspitzzlin, Fritzenschnitzlin. — Meiner Mutter Magd macht mir mein Mus mit meiner Mutter Mehl. Den Spruch: „Wenn mancher Mann wüßte, was mancher Mann wär, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr“ schreibt der Mystiker Merzwein 1465 schon in seine Predigtbücher. Auch der Reimspruch: „Virum, larum, Löffelstiel, wa dos nie kon, da kon nie viel“ reicht weit zurück. Spaß verkärt schon das junge Leben. Neckisch und munter springen die Spottreime dahin, und mancher Scherz schafft neues Leben: der Angegriffene gibt seinen Teil zurück. Die Geschlechter werfen sich gegenseitig ihren Unwert vor:

Müller, Müller, moahle,

Die Junga (Madel) kusta'n Toaler,

Die Madel (Junga) kusta 'n Taubadreck,

Müller, Müller, schmeiß sie weg.

Viel Spaß schaffen die Namenverdrehungen; es gibt fast keinen Namen, zu dem die Kinder nicht ein lustiges Liedchen wüßten: Florian hat blaue Hosen an, Ernst ist ein Schlenkerbein, der keine Nacht heimkommt, Max hat krumme Beine wie ein Dachs, Else ist ein Zeidelbar. . . . Es ist auch den Kindern nicht gleichgültig, aus welchem Orte der Gegner stammt. Übergroß ist des Kindes Liebe für das Märchen. Die vielen Neck- und Lügenmärchen, Tiergeschichten verdienen eine besondere Beachtung. Leben und Handlung will das Kind sehen, am Zuständigen hat es keinen Gefallen. Diese Geschichten nähren das Gemüt. Kein Geringerer als Luther bekennet: „Ich möchte mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorgekommen sind, in meinem Leben nicht entschlagen, um kein Geld.“ Auch hier bei seinen Märchen hat das Kind so manches von den Erwachsenen aufgenommen. Es gibt unter diesen lustigen Märlein so manches Prachstück, z. B. die Geschichte vom drolligen Reiter, vom Fokel, von der verkehrten Welt. Viele der heutigen Spiele waren schon im Mittelalter bekannt. Schon Fischart spricht von der „Blinden Kuh“, und Gustav Adolf spielte es mit seinen Offizieren im Felde. Fischarts Spielverzeichnis muß hier beachtet werden.

Daß zwei Lieder zu einem neuen, einheitlichen Gebilde verschmelzen, ist eine beachtenswerte Tatsache. Wohl mögen solche Verschmelzungen öfter vorgekommen sein, doch nicht immer lassen sich die Teile so klar auseinanderreißen wie hier. Merkwürdigerweise ist das Schäferlied, um das es sich hier handelt, bisher nur im Gulsengebirge nachgewiesen worden. Daß es hier nur gesungen wird, ist fast undenkbar, da die zwei Grundlieder weit über das benachbarte Böhmen verbreitet sind.

Die Seele webt unauslöschlich neue Verbindungen. Das Alte durchschlingt das Neue und wird selbst wieder verwebt. Es handelt sich oft um völlig unbewußte

Gedanken- und Gefühlsläufe. Doch setzt jeder Angleichungs-, Verschmelzungsvorgang gleichartige Empfindungen und Gefühle voraus, wie verschiedenartig sie auch in der Form jedes einzelnen Liebes ausgedrückt sein mögen. Nur dann kann eine Berührung zur Verschmelzung führen. An eine Berührung haben wir zunächst bei der Verschmelzung zweier Lieder immer zu denken. War sie hauptsächlich zeitlich oder inhaltlich? Die Grundlieder, das neugebildete Lied weisen uns die Wege:

1. Das eigentliche Schäferlied, Peter I, S. 301:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Ihr lustigen Schäfersleut',
Macht euch bereit,
Auf dem Feld', in der Welt
Hab' ich meine Freud'.</p> <p>2. Wenn's an den Morgen kommt,
Treib' ich bald aus,
Da treib' ich die Schäflein
Zum Schafstall hinaus.</p> | <p>3. Wenn's um den Mittag kommt,
Ess' ich mein Brot,
Dann geh' ich zum Brünnelein,
Trinke mich satt.</p> <p>4. Und wenn's um den Abend kommt,
Treib' ich bald ein,
Da treib' ich meine Schäflein
Zum Schafstall hinein.</p> |
|--|--|

2. Das Fensterganglied, Peter I, S. 263:

- | | |
|---|--|
| <p>1. Wenn ich zum Schäferl geh',
Geh' ich allein,
Unter's Schlaffensterlein,
Auf muß sie sein.</p> <p>2. Schäferl, bist drinnen?
Mach mir einmal auf!
Es friert mich an die Finger,
Der Tau fällt mir drauf.</p> | <p>3. Friert dich an die Finger,
Zieh dir Handschuhe an.
Der Herr ist schon schlafen.
Die Frau wird bald geh'n.</p> <p>4. Heut' ist's das erste Mal,
Daß ich da steh',
Vielleicht auch das letzte Mal,
Daß ich dich seh!</p> |
|---|--|

5. Ist denn das Lieben
Schon wieder beendet?
Hast du das treue Herz
Noch nicht erkannt?

3. Das neu entstandene Lied, Volkslieder aus dem Eulengebirge, S. 156:

- | | |
|---|--|
| <p>1. Seid lustig, ihr Schäfer,
Seid lustig alle Zeit!
Wohl in der Welt, auf dem Feld
Hab' ich meine Freud!</p> <p>2. Und wenn es des Morgens,
Dann treib' ich bald aus,
Und so treib' ich meine Schäflein
Zum Schafstall hinaus.</p> <p>3. Und wenn es um den Mittag,
Dann ess' ich mein Brot,
Und ich gehe zum Brünnelein
Und leide keine Not.</p> <p>4. Und wenn es um den Abend,
Dann treib' ich bald ein,
Und so treib' ich meine Schäflein
Zum Schafstall hinein.</p> | <p>5. Und wenn ich zum Schätzchen geh',
Geh' ich allein,
Wohl unter ihr Fenster
Bei hellem Mond'schein.</p> <p>6. „Ach Schätzchen, liebes Schätzchen,
Mach mir ein wenig auf,
Mich friert an meine Finger,
Der Tau fällt mir drauf!“</p> <p>7. „Friert dich an deine Finger,
Zieh' dir Handschühlein an,
Da wird dich nicht frieren,
Kein Tau fällt darauf.“</p> <p>8. „Ach Schätzchen, liebes Schätzchen,
Es ist das sechste Mal, daß ich hier steh',
Und vielleicht ist's das letzte Mal,
Daß ich weg geh'.“</p> |
|---|--|

Es ist unzweifelhaft, daß wir uns zunächst die Nachbarschaft als ein zeitliches Nacheinander zu denken haben. Die Lieder sind oft unmittelbar hintereinander gesungen worden. Abends, wenn man gemeinsam unter der Linde saß und die Herrlichkeit des Schäferstandes lobte, erklang das Fensterganglied auch; der einsame Schäfer draußen auf der Weide hatte es vielleicht zum ersten Male geübt: „Seid lustig, ihr Schäfer“, und dann „Und wenn ich zum Schätzchen geh', geh' ich allein.“ War das Fensterganglied nicht ein Abschluß aller Schäferfreude? Den Tag über draußen auf dem Felde, immer in Lust und Freude; wenn aber das Licht der Sonne schlafen geht, sinkt die Lust noch nicht hinab. Der Mond steht über dem Tannenwalde, er schimmert in das Fenster der Liebsten und erhellt die Freuden des Schäfers, die nicht mit dem Abende verglimmen. Das weite Feld, der frühe Morgen, die Zeit der Weide, das kühlende Brunnlein, der dunkelnde Abend, das Fenster der Liebsten kommen in eine Reihe; die Tages- und die Abendsfreude gesellen sich zusammen. Dahinter steht die Liebe des Schäfers. Zwei Gedanken- und Gefühlslängänge schlagen zusammen. Vom sangeslustigen Schäferstande sind die zwei Lieder wohl zuerst hintereinander gesungen worden. Enthält aber das Lied nicht leichtfertigen Spott, und arbeitete dieser nicht der Verschmelzung entgegen? Der liebende Schäfer bittet:

Ach Schätzchen, liebes Schätzchen,	Mich friert an meine Finger,
Mach mir ein wenig auf,	Der Tau fällt mir darauf!

Darauf antwortet das Mädchen:

Friert dich an deine Finger,	Da wird dich nicht frieren,
Zieh' dir Handschühlein an,	Kein Tau fällt darauf!

Diese scherzhafte, glatte Absage des Mädchens an den Liebenden war bei der Verschmelzung eher fördernd als hinderlich. Wie eng und naheliegend auch die Vorstellungsreihen waren, die in den beiden Liedern zusammenkamen, wie sehr auch die Gefühlstöne zusammenstimmten, den letzten Anstoß zur Verschmelzung gaben Form und Weise. Peter teilt in seinem böhmischen Volksliederbuche nur die Weise von „Ihr lustigen Schäfersleut“ mit. Das Fensterganglied wurde, das zeigt der Bau, auf eine andere Weise gesungen. Da wir aus dem Eulengebirge weder die ursprünglichen Lieder, noch ihre Weisen kennen, sind wir hier ganz auf Vermutungen gestellt. Das Lied ist ein Beitrag, wie unaufhaltsam sich ähnliche Vorstellungs- und Gefühlsläufe miteinander verschlingen, wenn die äußeren Formen keine übergroßen Schwierigkeiten entgegensetzen. Das neue Lied macht ganz den Eindruck eines einheitlichen Gebildes. Von wichtigen Veränderungen, vom Auslöschen wesentlicher Bestandteile ist an ihm nichts zu bemerken. Daß Böhmen und Schlesien hier ihre Lieder zusammenschlagen, ist nicht verwunderlich, auch nicht, daß die Bergnachbarn das neue Lied gestalteten oder aufnahmen. Es sind genug geschichtliche und naturgeschichtliche Verbindungen vorhanden.

Manche Lieder gehen wunderliche Wege. Oft ruht ein Volkslied Hunderte von Jahren, es steht wieder auf. Oft greift ein großer Dichter in den Volksliederschatz, gestaltet ein Lied, das ihm gerade gefällt, nach seinen Eingebungen, und neu gekleidet wandert es wieder durch die Massen. Das ist ein Beweis, daß Volkslied und Kunstlied, als Wesen echter, wirklicher Dichtung betrachtet, zusammengehören, daß es überhaupt nur eine wahrhafte Dichtung gibt, die den Weg zum Herzen finden wird. Wir haben in dem deutschen Schrifttum zwei besonders anregende Beispiele von Umdichtungen großer Dichter, wo wir die Wandlung Schritt für Schritt verfolgen können: das Heideröslein von Goethe, der Wirtin Töchterlein von Uhland. Von beiden Liedern liegen die ursprünglichen Formen, die Volkslieder, noch da, die die Dichter, sei es durch die Gewalt der Stimmung, oder durch die Kraft der Handlung, durch ihre ganz eigenartige Schönheit bewegten und zu eigener Gestaltung Anlaß gaben. Das Uhlandsche Gedicht ist gerade auch für die schlesische Volksliedbetrachtung bemerkenswert. Uhland wurde zwar durch das Volkslied in des „Knaben Wunderhorn“ angeregt, aber die dortige Fassung gleicht dem alten schlesischen Volksliede so, daß wir getrost das eine für das andere setzen können.

Von dem schlesischen Volksliede wähle ich zwei Fassungen und setze die ältere aus Corfenz (Hoffmann von Fallersleben-Richter, S. 51; siehe auch S. 53 und 29) neben das Uhlandsche Gedicht. Die jüngere Fassung lasse ich dahinterher folgen.

1. Das Volkslied.

- | | |
|---|--|
| <p>1. Es ritten drei Reiter wol über den Rhein,
Bei einer Frah Wirthin, da lehrten sie ein.</p> | <p>2. Frau Wirthin, hat sie gut Bier oder Wein,
So schenk sie uns Burschen vom besten ein.</p> |
|---|--|
3. Gut Bier und Wein, das hab' ich wol,
Wie's einer Frau Gastwirthin zukommen soll.
 4. Frau Wirthin, hat sie ein Dienstmägdelein?
Ich hab' nur ein einziges Töchterlein.
 5. Frau Wirthin wird sie bald schlafen gehn,
So laß sie die Lichter uns brennen stehn.
 6. Ich kann ja schlafen gehn, wann ich will,
Und schicke mein Töchterlein vor mir hin.
 7. Sie gaben der Frau Wirthin ein'n Schlastrunk ein,
Daß sie sollte schlafen die ganze Nacht allein.
 8. Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Fuß:
„Ach, liebe Mutter, schläft sie so süß!“
 9. Das Mädchen trat zu der Mutter ihre Händ':
„Ach, liebe Mutter, jezt ist mein End.“
 10. Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Herz:
„Ach, liebe Mutter, jezt ist mein größter Schmerz.“
 11. Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Mund:
„Ach, liebe Mutter, jezt ist mein' letzte Stund.“
 12. Der erste sprach: Das Mädchen ist mein',
Sie trägt ja ein goldgrünes Kränzlein.

13. Der zweite sprach: das Mädchen ist mein!
Sie trägt ja ein goldenes Ringelein.
14. Der dritte sprach: das Mädchen ist wert,
Daß wir sie zerteilen mit unserm Schwert.
15. Sie warfen das Mädchen wol über die Bank,
Daß ihr der Gürtel am Leibe zersprang.
16. Sie warfen das Mädchen wol über den Tisch
Und theilten sie als den Karpfisch.
17. Und wo ein Tröpflein Blut hinsprang,
Da schwebte ein Engel, und er sang.
18. Dem Mädchen klangen die Glocken so schön,
Den Reitern schrien die Raben so sehr!
19. Das Mädchen kriegt' ein tiefes Grab,
Die Reiter kriegten ein hohes Rad.

2. Uhland.

1. Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein, | 2. „Frau Wirtin, hat sie gut Bier und Wein?
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein. | Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?“

3. „Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr.“
4. Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.
5. Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:
6. „Ach! lebstest du noch, du schöne Maid!
„Ich würde dich lieben von dieser Zeit.“
7. Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:
8. „Ach! daß du liegst auf der Totenbahr!
Ich hab dich geliebt so manches Jahr.“
9. Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie auf den Mund so bleich:
10. „Dich lieb' ich immer, dich lieb ich auch heut
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Uhland hat den grausamen Zug des alten Volksliedes, der kaum durch den Ausgang gemildert wurde, ganz gelöscht und kam dadurch dem Volksempfinden der Zeit nahe. Aber im Volke lebte schon eine mildere Auffassung, wie uns die zweite schlesische Überlieferung beweist. Sie stammt aus Töppendorf bei Groß - Glogau (Schlesf. Provinzialblätter 1872, S. 28):

1. Es ritten drei Prinzen wohl über den Rhein,
Bei einer Gastwirtin kehrten sie ein.
2. Frau Wirtin hat sie gut Bier und Wein,
Jetzt kommen drei lustige Prinzen herein.
3. Wenn ich nicht sollt haben gut Bier und Wein,
Was würd' ich für eine Gastwirtin sein?
4. Frau Wirtin, die brachte gut Bier herein,
Ein Mädel trug auf den römischen Wein.

5. Frau Wirtin, ist das ihr eigenes Kind
Oder ist es ein anderes Dienstgefind?
6. O nein, es ist nicht mein eigenes Kind,
Weiß Gott, wer ihre Eltern find.
7. Frau Wirtin, die nun schlafen ging,
Das Mädel sehr an zu weinen fing.
8. Die Frau Königin ist die Mutter mein,
Der Herr König der herzlichste Vater mein.
9. Die Frau Wirtin war wohl vom Schlafe erwacht,
Sie trat unter die Thür und lacht:
10. Du junge Braut, lehr aus, lehr aus,
Geh, sege die Stube nnd sege das Haus!
11. Frau Wirtin, geb sie dem Mädel den Lohn,
Wir wollen sie nehmen mit uns davon.
12. Nein, nein, ich gebe der Magd kein' Lohn
Und laß sie auch nehmen nicht mit mir davon.
13. Doch Heinrich schwang sich rasch auf das Roß,
Er ritt gar weit vor des Königs Schloß.
14. Und als sie kamen an des Schlosses Thor,
Da trat daraus die Frau Mutter hervor.
15. Willkommen, willkommen mit deiner Braut,
Mit deiner Herzliebsten ans Herze getraut.
16. Nein, nein, es ist ja nicht meine Braut,
Es ist, was ich bringe, mein Schwesterlein traut.
17. Der König ließ rufen das Hofgefind,
Freuet euch, ich habe gefunden mein Kind.
18. Er ließ läuten mit allen Glocken im Land,
Dieweil er sein Töchterlein wiederfand.

Hier ist vieles verklärt, reicht aber im Eindruck nicht an das ältere Volkslied heran. Dieses Volkslied ist ein Zeugnis, wie sich der Volksgeist wandelt und Grausamkeiten anmutig versöhnt. Jede Fort- und Umbildung bleibt schließlich ein Stück Seelengeschichte.



Alle unsere heutigen Weihnachtsspiele sind Überreste von den alten Weihnachtsspielen, die vor Jahrhunderten einst vom Volke in und außer der Kirche aufgeführt wurden.

Die christliche Kirche wußte sehr gut, was sie an den Weihnachtsspielen und den „Mysterien“ hatte, und als sie alle insgesamt sogar von der Kirche wegschickte, hatten die Spiele längst ihre Dienste getan. Der großen Allgemeinwirkung und der breiten Teilnahme beraubt, starben sie langsam dahin. Im Schoße der Kirche wuchsen sie groß. Das Herodespiel gedenkt vor allem der drei Könige, und für das „Fest der heiligen drei Könige“ war es anfangs bestimmt. Von allen christlichen Hauptfesten ist Weihnachten das letzte, das kirchliche Geltung bekam. In Rom geschah es um das Jahr 360. Im Morgenlande feierte man den 6. Januar als

Erinnerungstag an Christi Taufe, an Christi Geburt und an die Anbetung durch die Könige. Als dann der 25. Dezember als Tag von Christi Geburt Bedeutung erlangte, blieb der 6. Januar im Abendlande das Fest der drei Könige. Es war nicht genug, daß man die Feste festsetzte, man baute ihre Bräuche aus. Den Erinnerungen gab man durch Darstellungen greifbare Gestalt. Die betreffende biblische Geschichte wurde mit verteilten Rollen vorgelesen. Am 4. Advent beispielsweise sprach der Diakon die Verkündigungsworte des Engels an Maria. Marias Antwort trug eine weißgekleidete Jungfrau vor. Dann wurde hinter dem Altar eine Krippe aufgestellt. Das war die erste szenische Einrichtung. Weitere folgten. Am Dreikönigstage kamen die drei Könige zu drei verschiedenen Türen herein, trafen am Altar zusammen und legten ihre Gaben nieder. Der Aufzug der Hirten folgte bald. Über der sichtbaren Krippe erschien jetzt ein Knabe, der den Engel darstellte und von erhöhtem Standorte herab die Weihnachtsbotschaft verkündete. Aus alten Überlieferungen hören wir oft, daß dabei der Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe“ von Kinderstimmen erklang. Geeigneten Stoff zur dramatischen Ausgestaltung bot ferner der Kindermord zu Bethlehem. Das alles spielte sich anfangs im Gotteshause ab; es wurde lateinisch gesprochen, und die Geistlichen waren die handelnden Personen. Der dramatische Gehalt der Feste drängte in die Breite, das Volk zur Mitwirkung. Aus der anfänglichen strengen Form wuchs das Theater heraus. Die alten Darstellungen des Weihnachts-, des Kindeinfestes, das am 28. Dezember gefeiert wurde, des Dreikönigfestes wurden zusammengefaßt und ein neues großes Spiel, das Weihnachtspiel, gewonnen. Für das Spiel wurde nun der Schauplatz zu enge. Es wanderte, nur auf kurze Zeit, in das Kloster. Immer noch herrschte die lateinische Sprache. Doch bald trat das Spiel durch die größte Kirchenpforte hinaus ins Freie. Da spielten nicht mehr Geistliche und geistliche Schüler. War es doch schon lange üblich, das sich die Gemeinde beim Hirtenspiel den die Hirten darstellenden Geistlichen anschloß. Das Volk bemächtigte sich seines Rechtes. Es wird deutsch gesprochen. So ist uns das erste, wahrhaft deutsche Weihnachtspiel aus dem 14. Jahrhundert, das St. Gallische, überliefert; es singt in deutscher Sprache. Mit dem Volkstümlichen gewann das Ganze an Kraft und Innigkeit, immer neue Gestalten kamen herzu. Manches drang zurück in die Kirche, z. B. das Kindelwiegen in der heiligen Nacht und am Morgen des Weihnachtstages, wo eine Jungfrau nach alter Weise sang: Joseph, lieber neme mein, hilf mir wiegen mein Kindelein, daß Gott müeß dein Lohner sein im Himmelreich, die reine mait Maria. Darauf antwortete Joseph: Gerne liebe mueme mein, ich hilf dir wiegen dein Kindelein, daß Gott müeß mein Lohner sein im Himmelreich, du reine mait Maria. Dann sang der Chor die beachtenswerten Worte, die später wieder auftauchen: „Sausa minne, gotes minne, nu sweig und ru.“ Durch die Massen wurde freilich auch vieles verdorben; das Römische und das allzu Rührselige gewannen die Oberhand. Allgemein geistige Zeitströmungen, z. B. die Aufklärung arbeiteten mit am Verfall. Mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts beginnt der Verfall. Die ländliche wie die städtische Bevölkerung Schlesiens haben lange

an den Volksschauspielen festgehalten. Überlieferungen, schriftliche Aufzeichnungen aus den Städten Wünschelburg, Reinerz, Neurode, Brieg u. a. und aus vielen Dörfern beweisen es. Seltsamerweise werden darin die Weihnachtsspiele nicht erwähnt. Sie hatten sich schon zur Zeit Friedrichs des Großen in die Stille zurückgezogen. Die Behörden verboten die Aufführung in der Öffentlichkeit. Breslau war schon vor der preussischen Zeit für die alten Spiele verloren. Mit den Theatergesellschaften hatte sich das Kunstdrama eingedrängt. Die meisten schlesischen Weihnachtsspiele sind im 1. Bande von Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen zusammengestellt, die von der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben werden. In stillen Dörfern zieht heute noch König Herodes mit seinem Diener Laban, mit dem Mohrenkönig und dem Schäfer umher. Da wandelt auch das Christkind noch im schneeweißen Kleide über die Dorfstraße; hinter ihm her stampft Nikolaus, der Vielgefürchtete, in hohen Stiefeln, weitem Mantel, der vom dicken Strohseil umwunden wird. Er schützt die lichte Himmelsgestalt und oft noch weitere hohe Heilige: St. Petrus, St. Jakob, Marie und St. Michael. Der Gefürchtete schwingt die Rute und stolpert über die Schwelle: „Hoalla, hoalla, do wär ich bale zur Türe reigefoalla! Hätt' ich Ruß und Woan, do käm ich reigefoarn, su hoab ich weber Woan no Ruß, do kumm ich rei zu Fuß.“ Dann das seltene Zwiegespräch zwischen dem sanften Himmelskinde und dem brummigen Alten, der dann wiegend singt: „Uff meine ala Tage no Kindla wiega, iech koan a Puckel salber kaum biega! Hunni, hunni, fausei, schlo der Roatz a Puckel ei!“

Das alte Volkstum will dahinsterben. Man hört auf zu singen. Und daneben, schon halb im Abendscheine, stehen die herrlichen Schätze der Vergangenheit, steht auch der alte Volksgefang. Noch immer ragt er in seiner Kraft und Naturfrische empor wie der deutsche Wald. Er hat dasselbe wunderliche Rauschen und dieselben unergründlichen Geheimnisse. Bald bricht es aus der Ferne wie Orgelton und wilder Schlachtgesang, bald rauschen Töne tiefster Schwermut und quellender Heiterkeit. Immer neue Stimmungen und Offenbarungen des Herzens halten uns gefangen; es weht zu uns wie ein Klingen, und jeder steht schweigsam und ihm deucht, als halte alle Welt den Atem an. Das sind die Augenblicke, da man fühlt, daß das menschliche Herz noch verschlungener und reicher ist als die laute Welt da draußen mit ihren Ländern, Strömen und Meeren. Und trotz all der Fülle hat die Verarmung unseres Volksangesänges längst begonnen. Er verarmt, weil die Menschen verarmen. Je weiter sie sich von der Sonne, von Tannengrün und Buchenfrische entfernen, desto mehr bricht Stück um Stück der alten Herrlichkeit zusammen. Es wird von Jahr zu Jahr stiller in unserm Volke: die alten Lieder verklingen immer mehr. Damit aber stirbt, das lehrt die genaue Beobachtung des Volkes, viel wirkliche Sangfreudigkeit dahin. Dabei ist wohl zu beachten, das Volk hört auf zu singen. Nicht darum handelt es sich, daß in dieser und jener Gegend, hier und da in der Familie noch Volkslieder gesungen werden. Es gilt, unser Augenmerk auf das Volk in der Gesamtheit zu richten.

Heute kann der Volksliederforscher mehr Erfahrungen von der Verarmung des Volksliedes als Volkslieder sammeln. Es bedarf gar nicht der jahrelangen Beobachtungen des Sammlers. Horte hinaus in das fernste Walddorf, wandere über das Land, tritt ein in die Stadt, besuche die Werkstätten, die einzelnen Stände, die einstmal so berühmt durch ihr Singen waren, ziehe die einsamsten Straßen: es geht langsam mit dem Singen zu Ende. Wohl singt noch hier und da der Bauer, der treueste Hüter der Lieder, der Handwerker, der Wanderer. . . . Aber einzelne erfreuliche Erscheinungen können über die allgemeine Verarmung des Volksliedes nicht hinwegtäuschen. Sie greift viel tiefer, als man gemeinhin glaubt; es fehlt an der Kraft, Neues in Wort und Weise zu schaffen. Das Volk wird heute nicht mehr bis in die Tiefen des Gemüthes ergriffen. Leichte Ware wird als echtes Gut aufgenommen, und der Tangelangel begeistert die Herzen. Man zerfingt, verflacht alte Lieder, ohne ihnen von neuem frisches Leben verleihen zu können. Man hole eine einzige Ballade, wie sie etwa in unserer Zeit noch lebt, heraus, und vergleiche sie nach Wort und Weise mit dem gleichen Liede, wie es die Väter sangen. Welche Verarmung in 60 Jahren! Wieviel Lieder sind heute noch sicherer Singbesitz? Armut im Singen, im Aufnehmen, im Umgestalten, im Neuschaffen. Überall dasselbe trübe Bild. Die Verarmung aber schreitet fort und wird von Jahr zu Jahr augenscheinlicher. Nicht plötzlich ist es gekommen, daß unser Volk seine Lieder, die Kummer und Leid erhellten und immer neuen Glanz zur Freude legten, vergift. Wir können die Spuren bis in die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und noch weiter zurück verfolgen. Da beginnen die Klagen laut zu werden, die nicht mehr verstummen sollten. Eine Zeit geht zu Ende, still und langsam, die Zeit der Postkutschen, der Volksfeste, der gemüthvollen Gelassenheit. Eine neue unerklärliche Macht rückt mit Dampf und Elektrizität heran und packt die Menschen und faßt jeden einzelnen bis zum ärmsten Manne hinab. Nichts hat die Geister vordem so bewegt. All die gelehrten Streitigkeiten rührten den gemeinen Mann nicht. Ein großer wirtschaftlicher Umschwung setzt ein. Die Menschen ballen sich in Riesenstädten zusammen, eine Völkerwanderung hat begonnen, wie sie noch keine Welt sah, das Spinnrad steht still, der Dampfpißfist durch die einsamsten Täler, eine fieberhafte Hast und Unruhe bemächtigt sich der Menschen. Alles gerät ins Wanken. Man sinnt und sinnt, als sollte eine Welt aus den Angeln gehoben werden. Mit dem alten Frieden ist es vorbei. Ungeheure Reichtümer werden gesammelt; das Geld gewinnt die Herrschaft über die Menschen. Es kommt das Zeitalter der Eisenbahnen, der Telegraphen, der Luftschiffe, die Zeit der Maschinen. Mit eisernen Armen wälzt es sich heran. Die Erde bebt, es kommt ein Zittern über den Wald der alten Mächte, es greift hinaus in die Natur, stürzt den heiligen Wald, läßt sich an allen Flüssen und Bächen nieder, schüttet die Leute durcheinander, es bindet alle an eine Kette. Ob die Menschen jubeln oder stöhnen, sie müssen alle mit. Ein neuer großer, geschichtlicher Wind weht über unser Volk, über die ganze Erde. Es kommt etwas, was in Asien, Amerika ebenso aussieht wie in Europa. Es weht über alle Weltmeere,

in alle Häfen, auf dem Lande und in den Bergen. Es kommt eine neue Form der Arbeit, des Besitzes, der Gesellschaftserscheinung, es kommt das Zeitalter der Großbetriebe, des Sozialismus, eine neue über die Erde hin sich ausbreitende Stimmung der Menschen, eine neue Art, Mensch zu sein. Wo ist der Kern der Bewegung, welches ist die treibende Kraft hinter den Einzelercheinungen? Wir ringen immer noch nach dem Ausdruck. Alle Erklärung entbehrt der Festigkeit. Selbst die vom Kapitalismus sprechen, sind äußerst schwankend, was es denn eigentlich ist, wovon sie sprechen. Wir fühlen alle den großen Wind, ein jeder wird selbst gestoßen, gehoben, geschüttelt, und keiner ist im Zweifel, daß eine einheitliche Kraft hinter den Erscheinungen steckt; wir empfinden den harten Zwang und können ihn doch nicht klar begreifen. Er aber ist mächtig genug, uns alle zu beunruhigen. In dieser Zeit, da der Verstand obsiegt und die Quellen des Gemütes stocken, steht der Mensch, unser Volk. Dort steht der Mensch mitten unter den Maschinen! Hört, wie die Räder summen, wie die Eisenhämmer dröhnen! Die alten Lichter sind längst heruntergebrannt, und neue umgaukeln seine Sinne. Sie weisen dem Verstande neue Bahnen. Wie schnell der Mensch jetzt neben seinem eisernen Gesellen zugreifen muß, um das nötige Brot und rechten Gewinn zu erhalten, denn der andere, der neben ihm steht, guckt ihm alle Handgriffe ab und schafft mit tausend Händen. Der Mensch wird ein Handsanger der Maschine. Warum singt er nicht von der neuen Herrlichkeit? Es fehlt die Kraft, sich emporzuheben. Die Maschine hebt die Persönlichkeit auf. Immer nur derselbe geistlose Handgriff! Das ist nicht mehr die Arbeit, die die Väter vollbrachten. Die neue Arbeit gibt wenig oder gar keine Freude. Ein Teilarbeiter, ein Teilmensch! Aber man hat auch keine Zeit zum Singen, redet sich wenigstens ein, keine zu haben, da es mit der Lust am Singen zu Ende ging. Der äußere Glanz ist gestiegen, das Gemüt ist verödet. Die große, heilige Natur redet nicht mehr zum Herzen wie ehemals zu den Herzen der Väter. Raum, daß man den blauen Himmel noch über sich sieht! Seht, wie der größte Teil der Menschen heute wohnt, schaut hinein in das steinerne Meer der Großstadt, seht, dort eilen sie, über die die Unrast der Zeit kam, die die Nerven zerrüttet. Machen wir uns nur recht klar, wie sehr sich alles in kurzer Zeit wandelte, wie sehr z. B. die wirtschaftliche Entwicklung die Lebensweise änderte, wie gewaltig die Umschichtung der Bevölkerung ist! Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug die landwirtschaftliche Bevölkerung in den deutschen Staaten etwa zwei Drittel der gesamten Bevölkerung, heute ist sie auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen. Im Jahre 1800 gab es auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches zwei Großstädte mit über 100 000 Einwohnern; heute sind es 48. Die neue Kultur hat es verursacht, daß sich das Leben immer weiter von Licht und Lust entfernt. Die Maschine erfaßte auch die ländliche Bevölkerung, die Abwanderung in die großen Städte setzte ein; mit den Grammophonen und den andern Fortschritten wurde das Land mit Tingeltangelweisen überschwemmt, das Gift wurde wirksam, weil die innere Gesundheit schon angegriffen war. Das Volkslied aber braucht zu seinem Gedeihen stille Zeiten, die

große Natur und einen unverwüßlichen Glauben an alles Gute, Schöne unter dem Himmel. Es ist aus einem hochgemuten Herzen herausgeboren, das über den Leiden im Leben, die ehemals nicht kleiner als heute waren, die Freuden sieht. Man hatte noch nicht gelernt, sich wirklich zu freuen, da die Natur noch die alte Sprache redete, die Arbeit das Gemüt nährte und man noch Liebe und Treue und die großen Werte des Lebens achtete.

Es war eine andere Zeit, als man sang:

Herzlich tut mich erfreuen
die frolich summerzeit,
all mein Geblüt verneuen,
der mei viel wollust geit.

Die lereh tut sich erschwingen
mit ihrem hellen schal,
lieblich die vöglin singen,
voraus die nachtigal.

Da standen die Väter noch fest im Glauben, fest in der Sitte und fest in der Natur. Welch unerschütterliche Weltanschauung ruht nicht hinter dem Scherz im alten Gesange! Das Leid und die Freude warf man getrost hinaus zum Himmel; vor nichts scheute man zurück, denn man blieb sich selbst treu.

Da, als die Einheit des Volkes längst verloren zu gehen droht, ist es erklärlich, daß auch das schlichte, innige Volkslied in das Gedränge kommt, daß man es vergißt. Das Ohr liebt nicht mehr das Innige, Schlichte, sondern das raffiniert Technische. Das entspricht der seelischen Vereiztheit unserer Tage. Man greift zum Gassenhauer im übelsten Sinne des Wortes, zu den Operettenweisen. Heut singt man sie, morgen pfeift man sie. Es ist kein wahrhaftes Singen mehr, es ist ein hastiger Sport. Man singt die albernsten Worte und Strophen, auch wenn man weiß, daß sie albern sind. Wie eine Krankheit hat der Gassenhauer das Volk ergriffen. Der Boden war bereitet. In dieser neuen Zeit mit ihrem großen wirtschaftlichen und geistigen Umschwunge liegen die tiefsten Gründe der Verarmung verborgen. Sie hat die Bevölkerung gesellschaftlich umgeschichtet und die Gelegenheiten zum Singen genommen. Die Spinnstube, die Dorfllinde, die Dorfgrundgänge, der Brunnen am Tore, die alte Schenke werden immer mehr eine alte schöne Sage. Am ärgsten liegen die Dinge in der Großstadt. Sie ist der Tod des Volksliedes, und immer weiter greift sie in das Land hinaus. Früher führten die Straßen aus den Städten auf das Land, heute führen alle vom Lande in die Stadt. Draußen summen auch schon die Maschinen. Das Stilleben der Dörfer und kleinen Städte schwindet immer mehr. Daß auch die Obrigkeit der Verarmung durch verständiges Bekämpfen aller Singgelegenheiten Vorschub leistete, ist bekannt. Die Singverbote haben sich gerächt. Die Behörden wissen das heute. Das Singen hat aufgehört, jeder Philister kann ruhig schlafen. Durch verständige Pfleger hätten viele Singgelegenheiten für die Zukunft erhalten bleiben können. An dem Niedergange der Instrumentalmusik auf den Dörfern ist die Geistlichkeit mitschuldig. Sie hat aus den Dorfkirchen die Instrumente verbannt. Manche gute Begabung bleibt nun unausgebildet. Feste und Musik waren früher gleichbedeutend. Heute sind sie es in bedingtem und schlechtem Sinne. Mochten es früher Geige, Hackbrett, Klarinette, Streichbaß sein, die alle Volksfeste verschönten, unbestreitbar bleibt,

daß ihr Fortfall Verarmung auch im Singen nach sich zog. Die eigentliche Fortbildung im Singen ist mangelhaft; in den Schulen werden viel zu wenig Volkslieder gesungen. Es gibt nur noch selten Gelegenheit, Dorfmusik zu hören, seit die alten Musikanten gestorben sind. Männergesangsvereine bestehen wohl, aber sie üben und singen nur Paradestückchen. Auch hat die Entvölkerung der kleinen Dörfer ständig zugenommen.

Man sagt, als das Spinnen aufhörte, hat die Spinnstubenherrlichkeit aufgehört. Das ist eine irrige Ansicht. Für das Spinnen hätte ruhig eine andere Arbeit eintreten können. So war es auch in vielen Dörfern der Fall. Freilich, die Verarmung des Volksliedes war nicht aufzuhalten, wie man die alte Einheit des Volkes, wie sie gerade im Singen in Erscheinung trat, nicht bewahren konnte. Immer weiter lösten sich „bessere Kreise“ vom Volksganzen los. Mit der Verarmung des Volksliedes geht die Verarmung der ganzen deutschen Volksmusik Hand in Hand. Die alten Musikinstrumente, die alten Tänze verschwinden allmählich auch in den Bergen. Noch vor 50 Jahren z. B. wurde in den schlesischen Bergen musiziert mit Lauten, Geigen, Pfeifen. Von den Bergwiesen scholl der Schallmeienklang, der Pfeifenklang der Hirten. Manch fröhlicher Geselle zog mit seiner Geige und Flöte in die Ferne. Das hat aufgehört, da ganze Berufe, wie der der Schäfer, der echten Wanderburschen, ausgestorben sind. Auf meinen vieljährigen Volksliederforschungsreisen habe ich in den Bergen und auf dem Lande Zusammenstellungen von den alten Musikinstrumenten, die noch vorhanden waren, gemacht; es sind über 80 v. H. verschwunden. In einem großen Gebirgsdorfe, von dem der Chronist noch vor 100 Jahren rühmt, daß der Tag und der Abend hier von Gesang und Musik widerhalle, daß in jedem Hause, in jeder Stube mindestens ein Instrument anzutreffen sei, sind heute, die Instrumente der Berufsmusiker, der städtisch gebildeten Leute abgerechnet, nur noch einige Mund- und Ziehharmonikas, eine Flöte, eine Geige vorhanden. Der Wegfall jedes einzelnen Musikinstrumentes bedeutet einen Verlust. Heute läßt man sich von den Grammophonen, die sich wie eine Pest verbreitet haben, Musik vormachen, statt sie selbst zu üben. Überall herrscht die nützliche Verstandeskultur. Und in diese Zeit hinein trat das Kriegserlebnis. Wird es alles ausgleichen, wird es zur Besinnung rufen und allen einzelnen zum Bewußtsein bringen, den Herrschenden und den Dienenden, welchen Zielen wir zusteuern? Wird es die Kraft haben, zu zeigen, daß der Mensch doch eigentlich nur bedarf, was die Natur fordert? Vor lauter eingebildetem Kulturreichtum waren wir bettelarm geworden. Wir sind es noch, und wir werden es bleiben, wenn wir nicht lernen wollen und bereit sind, mit allem Ernst und allen Mitteln nun gegen die Gefahren zu kämpfen, die unser Volkstum bedrohen. Viele wissen es noch gar nicht und wollen es auch heute vielleicht noch nicht sehen, wie tief wir schon im Schlamm stecken, wie sehr der große Götz Geld schon über alle Sittlichkeit herrscht.

Wieder hat das Volk in den Tagen der Not gesungen, wahrhaft gesungen. Noch ist nicht alles verloren. Mir will es scheinen, als seien neue Kräfte, wie

Stimmung und Gefühl im Aufwachen. Jetzt sehen wir es: nur die Innerlichkeit hat wahren Wert. Noch ist das deutsche Volkstum nicht gestorben. Diese Not wird ihm helfen, Kraft in der Tiefe zu sammeln. Noch steht auch der deutsche Volks- gesang. Es schien, als sei er schon vom Abendscheine umflossen und halb vergessen wie ein hoher Wald in der Ferne. Aber nun leuchtet er wieder zu uns herüber als ein Wahrzeichen einer Zeit, da das deutsche Gemüt eine Welt besiegte. So hoffen wir auf die Zeit, da auf altem Boden neue Kraft in grünes Gezweige strömen wird. Die neue Zeit wird ihre Lieder haben und die alten auch lieben, die unsere Vor- eltern erquicken. Wir werden uns durch diese Zeit ringen und wollen nicht an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln. Niedergang und Aufstieg füllt die Jahr- hunderte; das deutsche Volk hat sich schon oft aus großen Tiefen emporgehoben.

Mir ist, als müßten alle, die am Vaterlande hängen, heute einen großen Bund zur Abwehr aller Gefahren schließen, die das Volkstum gefährden. So sollte gerade heute weniger von der Pflege der Volksdichtung geredet als vielmehr wirklich und mit Verständnis gearbeitet werden. Für das Volkslied bemüht man sich schon seit Jahren. Wieviel Worte sind nicht um das unter hohem Schutze ent- standene Liederbuch gemacht worden, und wie herzlich wenig ist doch dabei heraus- gekommen! Nicht einmal ein Volksliederbuch ist es geworden. Zum Volke wollte man zurück, den Dünkel der kleinsten Dorfgesangsvereine zog man groß. Weil man das Volk und sein Empfinden immer wieder außer acht läßt, haben wir an allen Ecken Fehlgriffe, nur kein nutzbringendes Schaffen. Unsere ganze Arbeit richtete sich gar nicht auf das Volk, sondern auf die Museen, in denen sich weiter Band an Band reiht. Wie löblich diese Bucharbeit auch ist, dem Volke wird damit gar nicht geholfen.

Der Weg, den wir bei der Pflege einzuschlagen haben, ist gezeichnet. Daran kann nur der allein zweifeln, der um die Bedürfnisse der breiten Masse nicht Bescheid weiß. Wie groß und gewaltig auch immer der Ruß sein mag, der in der Maschinen- zeit auch den einfachsten Mann vorwärts riß, das Volk findet noch immer Gefallen an seinen Reimen, Sprüchen, Rätseln, Sagen, Märchen, es singt noch immer seine Lieder. Wie ein inneres Klingen geht es durch den Saal, wenn endlich für den Mann des Volkes nach vielen Kunstgesängen ein Volkslied erschallt. Das alles gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß die alten Werte auch heute noch ihre große Kraft üben können. Das Volk muß wieder ein Gefühl für das Wurzelechte be- kommen, daß es aus eigener Kraft endlich all den Flitter von sich wirft. Zu dieser Stärkung der Volkskraft tut ganze Arbeit not; es muß ein Schaffen von Grund auf sein. Nur die sollen sich an die Arbeit heranwagen, die nicht nur die Natur des Volkes, sondern auch der Volksdichtung kennen. Der Jugend sind die alten Schätze vor die Seele zu stellen; die Schule hat die vorbereitende Arbeit zu leisten. Heute fehlt uns noch die Schule, die die Volksdichtung mit aller Kraft pflegt. Daß wir große, erzieherische Wirkungen außer acht lassen, wird mehr und mehr deutlich werden, je weiter wir in der neuen Zeit vorwärts schreiten. Wir wünschen für jede deutsche Schule, von der Volksschule herauf, geordnete Vertiefung in deutsche

Märchen, Sagen, Sprüche, Lieder. Damit ist keine Verpflüchtung der Lieder gemeint, sondern Erziehung zur Freude und Erbauung an dem Schätze der Väter, Verständnis der Volksliedkunst, Aufnahmefähigkeit. Der Schüler soll einst allein den Weg in das Land des Volksliedes suchen und finden. Die Musikempfänglichkeit ist zu ergreifen. Das Lernen ist nicht die Hauptsache. Heute bleibt es ganz dem Zufall überlassen, wenn einzelne Schüler mit der Volksdichtung in Zusammenhang kommen. Mit dem Einsetzen von Kinderliedern und Sprüchen in Fibeln, mit dem vereinzelt Erzählen verstreuter Märchen und Sagen, mit gelegentlichen Hinweisen ist noch nichts getan. Wie sehr würden es uns die Kinder danken, wenn das Lesen ganzer Bücher der Volksdichtung eingeführt würde. Wir müssen auch nicht allein die Schulzeit bedenken, sondern die Zeit, die hinter der Schulzeit steht. Es sollte fortan kein deutscher Schüler die Schule verlassen, der nicht neben unserer Kunstdichtung auch die deutsche Volksdichtung lieb gewonnen hat. Eine besondere Beachtung muß dem Volksliede geschenkt werden. Der heutige Zustand des Schulgesanges ist jammervoll. Die Wirkungen zeigen es. Bei meinem jahrelangen Sammeln von Volksliedern habe ich mitten im Volke die Wirkungen des Schulgesanges zahlenmäßig festgestellt. Zwei Jahre nach dem Schulaustritt sind 75 v. H. der gelernten Schullieder aus dem Gedächtnis verloren! Das ist durchaus nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß viele Lieder niemals aufgenommen waren, und daß später die Singgelegenheit fehlte. Die heutige Volksmusik nährt sich von Operettenweisen. Nur wenige Volkslieder haben sich hinübergerettet. Das ist die Zahl vom Lande, wobei ich stets mit dem Lehrplan der Schule verglich; in der Großstadt schnellst die Zahl noch mehr in die Höhe. Man konnte es in Deutschland nicht oft genug sagen: Volkslieder pflegen heißt singen. Jetzt sehen wir es alle Tage. Und auf das echte Volkslied, das mitten aus dem Volke herauswuchs, das von Ort zu Ort geweht, Geschlecht um Geschlecht erfreut, das, der persönlichen Züge entkleidet, ein Lied des Volkes wurde, kommt es allein an. Nicht auf die kläglichen, meist rührseligen Nachdichtungen von Kunstdichtern.

Von Wien aus ist auch nach Deutschland der Ruf erklingen: Gründet Volksgesangvereine! Leider hat das löbliche Beispiel des Wiener Volksgesangvereins bisher wenig Nachäferung gefunden. Gerade die Gesangvereine sollten die Pflegestätten des alten, deutschen Volkes werden. Hier aber schafft Hochmut und lächerliche Nachäferungssucht Schaden. Der kleinste Dorfgesangverein übt die schwierigsten Kunstgesänge, um nur dem Nachbarvereine und den großstädtischen Sängerkreisen nicht nachzustehen. Überall in Stadt und Land gilt es, heute in erster Reihe, nach Gelegenheiten zum Volkslieder-singen zu suchen. Damit ist für die gesamte Volksdichtung oft alles erreicht. Die Spinnabende sind dahin, doch Gelegenheiten zum Singen gibt es noch oft genug. Nur der gute Wille darf nicht fehlen. Einen vortrefflichen Weg sah ich einen Lehrer einschlagen, der allwöchentlich die schulentlassene Jugend zum Volkslieder-singen um sich sammelt. Längst eilen auch die Alten herbei, um sich an den Gesängen zu erfreuen; in dieser schweren Zeit sucht so mancher dort Trost und

Aufrichtung. Zu dieser Pflege gehört ein feines Verständniß und eine zarte Hand; der geistige Boden soll vorbereitet werden. Die wichtigste Zeit für die Pflege der Volksdichtung liegt in den Stunden nach der Schule. Hier aber fehlen heute Singgelegenheiten, auch Gelegenheit, wo auf gesanglicher und instrumentaler Grundlage die im Volke vorhandene Begabung ausgebildet wird. Das Land wird bald ganz entblößt sein von Musik. Gerade die Instrumental-Vereinigungen haben im 18. Jahrhundert das deutsche Musikleben so reich gefördert. Wir müssen zu einer neuen musikalischen Volkskultur hin. Die Familienmusik leidet heute durch die mechanischen Musikwerke, besonders unter dem Grammophon. Im Dorfwirtshause herrscht der Musikautomat. Manche Lehrer und Pfarrer können hier gerade im freien Umgange mit der Jugend heute viel Gutes schaffen. Alles Arbeiten bedeutet aber hier: laßt das Volk mitsingen, mitschaffen, führt es zum eigenen Tun! Das kann nicht klar und häufig genug hervorgehoben werden. Heute will man Volkskunst pflanzen, indem man dem Volke etwas vormacht. Es soll nur hören und sehen. Das ist der gefährlichste Irrtum. Die aber für das Volk schöpferisch gestalten wollen, mögen daran denken, daß alles Volkstümliche den Schein des Bekannten erwecken muß. Das wissen die Schreiber der Gassenhauer besser als alle amtlich bestellten Pfleger der Volkskunst. Pflege der Volksdichtung bleibt nicht beim Volksliede, beim Rätsel, beim Spruch — sie wird zur Pflege der Heimat überhaupt, vor allem auch der heimatlichen Mundart. Keiner sollte sich gering achten, sie zu sprechen.

Bei der Pflege der Volksdichtung paßt schließlich das frei wirkende Beispiel am meisten. Die bewußte Pflege hat immer die Nachteile des Künstlichen; was sich aber aus dem Herzen zu freier Wirkung herausringt, bringt den größten Segen.

In meinem Vaterhause erhielt ich die ersten tiefen Anregungen für das Volkslied. Noch immer sehe ich alle Säng^{er} vor mir. Oft kamen Nachbarsleute herbei und sangen mit. Im Frühjahr zog der Gesang hinaus ins Freie, unter die beiden Hossinden, und er blieb dort, bis ihn die Kälte wieder hinein unter die Balken trieb. Draußen rauschte der Bergbach sein Lied in unsern Gesang; Sterne, Berg und Wald hörten schweigend zu. Die häufigsten Gäste unter den Linden waren ein einäugiger Stellmacher und ein Wanderjattler, der einst zu Fuß bis nach Sizilien gereist war, ein Handweber mit einem Philosophenkopfe, der in den Bergschenken den Baß geblasen hatte, und ein Jugendfreund meines Vaters, der 1870/71 in Frankreich an einen Baum gebunden wurde. Die alle verstärkten nun den Chor. Es wurde im Dorfe noch viel gesungen, obwohl es mit den Spinnabenden längst vorbei war, oft unter Begleitung von Flöte, Harmonika, Klarinette, Trompete. Die Hauptsingezeit war der Winter.

Als ich mich später mit dem Volksliede zu beschäftigen begann, wußte ich recht wohl, daß oben in den Bergen noch der Born des schlesischen Volksliedes

sprang. Freilich war es schon an vielen Orten still geworden. Die alten Lieder waren mit den letzten Jahren eines scheidenden Jahrhunderts verklungen. Das zwanzigste Jahrhundert brachte eine wahrhafte Überschwemmung des breiten Landes mit Gassenhauerweisen. Die übliche Großstadtkultur begann das alte Gut zu überwuchern. Die Lichter einer neuen Zeit umgaukelten auch die Seelen der Dorfleute. Die alten Lieder fanden keinen Platz mehr. Sie flohen in die Einsamkeit.

Wer Volkslieder sammelt, muß heute mehr denn früher die breiten Landstraßen und viel befahrenen Wege meiden und stets die schweigenden Waldpfade aufsuchen. Aus den einsamen Gebirgsdörfern holte ich die meisten Lieder heraus. Da kam es oft in der Einsamkeit zu seltsamen Begebenheiten; denn dort oben hinter den Tannenwäldern, da der Sturm sehr oft um die Holzhäuschen fährt, der Winter den Verkehr zerschneidet und fast jeder Mensch ein festgefügtes Urbild ist, kann viel erlebt werden. Ein Schuhmacher brachte keinen Ton aus dem Halse, wenn seine Frau nicht dabei war. Waib, fang oan! hieß es einfach. Dann aber trillerte er darein wie eine Nachtigall. Noch weiß ich ganz genau, wie er auf seinem Schusterstuhle saß und wartete, bis seine Frau vom Wandspind aus einsetzte: Marschieren wir über das Sachsenland. Ein anderes Mitglied der edlen Schusterzunft legte mir vor dem Singen erst sein Weltbild dar, erklärte die Erde aus Wasser, Feuer, Luft und Seele, verzweifelte an der sieben-tägigen Schöpfung wie an der Eva, behauptete, die Erde werde an einem gewaltigen Zusammenstoß mit dem Feuerstern zugrunde gehen, erzählte mir, daß er den Alb in Gestalt eines kleinen weißen Männleins gesehen habe, forschte mich über die Sintflut und dann über die Sahara genau aus und hielt mich schließlich bei den Herrschern dieser Welt fest. Die bewegten ihn alle Tage. Er hatte alle Könige, deren er im Bilde nur habhaft werden konnte, an seinen vier Holzwänden festgenagelt. Alle Balken hingen voll, von der alten chinesischen Kaiserinmutter bis zum verstorbenen Eduard. Solche Gespräche helfen oft glücklich über gewisse Einleitungen hinweg und schlagen Brücken zum Vertrauen. Immer muß der Volksliedersammler Tag und Stunde zu fassen wissen. Dem Zufall soll er getrost vertrauen, weil er ihn oft tröstet für langes Suchen, für das ärgerliche Nichtfinden, die des Sammlers Freude zerreiben. In dem Gehöfte eines Lehrers, den ich besuchen wollte, traf ich auf eine Gruppe Männer und Frauen aus dem Volke, die aus dem Schulbrunnen Wasser holten und in die Tiefe schauten. Die Leute erweckten meine Hoffnungen. Sie sollten singen, kostete es, was es wollte! So vereint habe ich sie nicht gleich beieinander, dachte ich. Ich trat heran und sang aus den Königskindern in schlesischer Mundart die bedeutende Stelle: Is Woss'r ies viel zu tief! Ich sang es ein paarmal hintereinander und schaute auch in die schwarze Tiefe des Brunnens, der ausgebeßert werden sollte. Ein paar Augenblicke später sangen die Leute. Einst kehrte ich müde durch den Wald zwischen St. und F. heimwärts. Ich war über alles Mißgeschick auf dieser Welt ergrimmt und dann besonders auf den Hausdorfer Schneider, der immer in die Welt reiste, wenn ich zu ihm kam. In diesem Grimm traf ich auf einen Trupp Waldbarbeiter, die auf hochgeschichteten Baumstämmen beim Besper-

brot saßen. Ich fragte nach der Arbeit, nach der Dauer des Wetters, nach dem Förster, den ich kannte, der durch sein Latein bekannt ist. Wir kamen ins Gespräch, und bald saß ich auch auf den Baumstämmen. Ich begann über die Zeit und den Lauf dieser Welt zu klagen — der Ärger kochte noch in mir — und behauptete, daß man diese Zeit verrauchen und versingen müsse. Die Tabakspfeifen qualmten nämlich schon, und Lenau hatte schon lange das schöne Wort niedergeschrieben: . . . wenn das Leben uns nachtet, wie mans verraucht, verschläft und vergeist und es dreimal verachtet. Die Abendnebel kamen schon am Berghange herauf, es blieb mir hier nicht viel Zeit übrig. „Tuo, di ala Voite“, sagte ich, „die songa no viel.“ Von hier aus schritt ich den Weg, den ich oft mit viel Glück eingeschlagen habe. Ich sah ganz unschuldig im Kreise umher, und fragte sehr nebensächlich, ob solche Lieder aus den alten Zeiten ihnen noch bekannt seien, welche gesungen und wie sie gesungen werden! Von der Vergangenheit hört der Mann des Volkes immer gern reden. Ja, wie sie gesungen werden! Ich sang ihnen einige Gesänge vor. Bei Gott, ich habe nicht schön gesungen. Für das Sammeln von Volksliedern ist es vortrefflich, wenn man nicht wie ein Opersänger singt, wenn man das gar nicht fertig bringt. Da denkt ein jeder: Das kannst du zehnmal besser wie dieser Kerl da! Ich gestehe es offen, ich sang den Waldarbeitern absichtlich in einem, in dem andern Gesang völlig falsch vor und schwang mich kühn in unmelodische Tiefen und Höhen. Auch solche Politik kann hin und wieder befolgt werden. Wie sie da aufführen: Dos ies nie asu, mir singas andersch! Und nun sangen sie. Das wollte ich ja. Ich zog schnell Papier und Bleistift hervor. Aber noch etwas Neues sollte ich heute erleben.

Unter den Waldarbeitern saß ein Dorfskapellmeister, der am Sonntage in der Schenke die Trompete blies, auch fiedelte, sich aufs Notenlesen verstand und ein gescheiter Kopf war. Der rückte hart neben mich, und wenn ich im Aufschreiben über die Notenlinien fuhr, ging er mit dem Arthalm auf die armen Notenköpfe los und rief: dos ies falsch. Als ich nach ihrem Singen die Lieder, wie ich es immer gehalten habe, noch einmal vorsang, ging der Kapellmeister nicht von meiner Seite und gab acht, wo ich mich versang. Er verbesserte auf der Stelle meine Fehler. „Ich kon o Nota“, meinte er. Ich glaube es ihm heute noch. Ich empfahl mich dann mit meinem Schätze und drückte dem Vorarbeiter ein Geldstück in die Hand, damit die Sänger einmal trinken konnten, denn sie hatten Durst bekommen. Ich hatte die zarten Anspielungen keineswegs überhört. Daß keiner glaube, daß Volkslieder zu sammeln ohne Geldopfer von statten gehe! Sie gehören nicht zum Begriff des Sammelns, aber irgendwo und irgendwann muß sicher der Sammler seine Börse öffnen. Er tut es aus freudigem, dankerfülltem Herzen.

Kein Volksliedersammler, der mitten unter das Volk ging, ist ohne Alkohol ausgekommen, schon darum nicht, weil er die alten Schenken nicht meiden darf, darinnen sich der Tanz noch um die Säule dreht und sich derbes, ehrliches Volkstum um die runden Tische drängt. In der „Wacholderschenke“ habe ich so manchmal gegessen und manch Lied wurde mir zuteil, das ich so schnell nicht bekommen

hätte. Solcherlei Anspielungen der Leute, daß es mit dem Singen besser geht, wenn das Maul naß ist, darf der Sammler nicht übel nehmen. Der wird das Volk schnell gewinnen, der den Scherz nicht verachtet. Aber der Alkohol bleibt stets ein schlimmer Gefelle. Das richtige Maß wird hier nicht immer getroffen. Aus dem Zuwenig wird leicht ein Zuviel, und dann geht der Sammler leer davon.

Wie fröhlich sich auch einzelne Begebenheiten beim Sammeln gestalten mögen, wie sonderlich auch mitunter der Zufall in Berg und Tal waltet, Volkslieder-sammeln ist saure Mühe, viel Arbeit. Das weiß jeder, der hier selbst mitten unter das Volk ging. Es hat hier mancher mit viel Freude angefangen und nach wenigen Tagen und Stunden die Arbeit hingeworfen. Der Fleiß, die Gelehrsamkeit tun es noch lange nicht. Die meisten scheitern, wenn sie vor die Leute hintreten. Der Sammler muß das Vertrauen der Leute, von jung und alt, gewinnen. Gelingt ihm das nicht, ist alles umsonst. Das Zutrauen des Volkes umfaßt den Kern der Sache. Alles andere sind Nebendinge, selbst die Fähigkeit, nach Gehör Noten niederzuschreiben, eine Weise auch ohne Papier unvergeßlich zu bewahren. Wie alles angefangen werden muß, die Leute zu gewinnen, ist ganz unmöglich, zu beschreiben, denn dahinter steht das Geheimnis der Persönlichkeit. Jeder Sammler erlebt auch seine Enttäuschungen; er darf sich aber seine Liebe zur Arbeit niemals durch grobe, unwirliche Worte, durch das Nichtfinden eines Liedes, von dem er schon eine Strophe bewahrt, uff. vergällen lassen. Das gehört nun einmal zum Leben. Nur die fröhliche Zuversicht hilft vorwärts. Ein Augenblick kann viele ärgerliche Wochen erhellen. Aber das Sammeln ist auch Arbeit, wenn man wie der Freiherr von Disfurth vorgeht, der an sein Schloß die Bekanntmachung heften ließ: „Hier werden gegen Entgelt Wanderlieder und Sonstiges abgesungen.“ Denn nach dem Aufzeichnen kommt das Vergleichen. Wer nur halbwegs genau vorgehen will, kann sich mit einer Aufzeichnung selbst noch nicht begnügen. Ich bin mir oft wie der ewige Jude vorgekommen, wenn ich in der Gegend umherzog, um durch Vergleichen die Richtigkeit der Aufzeichnung festzustellen. Oft hängt das ganze Lied an einer einzigen Person, nach der man nun fahnden muß. „Wohnt hier der Gottfried Michael?“

„Got amoll do gewohnt, ies jize ei Heinrichau.“

Auf nach Heinrichau!

„Ist der Gottfried Michael in der Stube?“

„Was? Der Gottfried Michael. Da ies jize ei Follbricke.“

Hin nach Faulbrück!

Dort finde ich ihn auf dem Felde beim Grasmähen. Hundertfach ist er mir beschrieben worden, ich weiß längst, wie er den Hut auf dem Kopfe trägt und wie er den Riemen um den Leib schnallt. Ich rufe ihm schon aus der Weite entgegen:

„Gel, dos is a heßr Tag! na, wenn ma Sie o asu lange sucha muß.“ Dabei wische ich mir den Schweiß von der Stirn. Der Gottfried Michael aber sieht mich ganz erstaunt an, ist überrascht von meinem Kommen und glaubt, daß

irgendeine schlechte Tat, von der er nichts weiß, an ihm heimgesucht werden soll. „War sein Sie denn, iech kenn Sie ju gor nie oschte!“ Es wurde alles aufgeklärt vor seinen Augen; ich steckte mein Kommen hinter einen Friedersdorfer Verwandten, sprach mit ihm über seine Arbeit. Er war früher Schmied. Ich sprach von der Landwirtschaft; von der „glege“, vom „fudr“ wanderten wir zusammen zur „pinke“. Es wirkt immer, wenn der Sammler an der Arbeit, dem Schicksal des Volkes warmen Anteil nimmt. Die Herzen öffnen sich ihm schneller. Die Lehren für das Sammeln klingen alle einfach, in der Tat aber zeigt sich alle Kunst. Es ist gut, wenn der Sammler über ein scharfes Personengedächtnis verfügt.

Am schnellsten ging mir das Aufzeichnen der Kinderlieder von der Hand; ich habe diese Arbeit immer leichter eingeschätzt. Von einem bekannten österreichischen Sammler hörte ich aber, daß die Mühe hier keineswegs geringer sei. Mein Lehramt brachte mich mit den Kindern zusammen, und ein gütiges Geschick warf mich gerade in einen Ort vor den Bergen, daß ich ständig das Singen in den eigentlichen Gebirgsorten mit dem der Vorlandschaft vergleichen konnte. Die Kinder schmunzelten über das ganze Gesicht, wenn ich sie bat, mir ihre Sommer-, Spiel- und Spottliedchen vorzusingen. Das Verlangen war so ungewöhnlich, daß sie lachen mußten; die Röte überlief ihr Gesicht. Niemand hatte sich vordem um ihre Liedchen gekümmert. Sie schämten sich zu singen. Bald aber machte ihnen die Sache großen Spaß, und dann kamen sie unaufgefordert zu mir und brachten mir ihre Schätze. Sie sahen, daß sie mir damit eine große Freude bereiteten. Durch sie schlug ich nicht selten eine goldene Brücke in das Haus, zu Vater und Mutter. Wenn ich von meiner Mutter, meinen Geschwistern, einem Freunde, einem alten Knecht absehe, war es nur noch eine alte Bedienungsfrau, die aus freiem Entschlusse und Freude an der Sache mir ihre Lieder brachte. Das sind aber die schönsten Freuden für den Sammler, wenn er mitten aus dem Volke den Ruf hört: „Ich ho wieder a Lied.“ Im allgemeinen aber tut der Sammler gut, wenn er die Begeisterungsfähigkeit für eine Sache, die ihn selbst erfüllt, möglichst niedrig in seine Arbeit einstellt.

Der Sammler muß sich in unsern Tagen fast durchweg an ältere Leute halten. Das jüngere Geschlecht lernt auch in den Gebirgsdörfern die alten Lieder nur noch selten. Ala Liedr, sagen selbst die weißhaarigen Frauen und Männer. Mit jedem Greise, den sie stille auf den Friedhof tragen, stirbt unser Volkslied dahin. Man merkt es schon dem Ausdrucke „ala Liedr“ an, wie mächtig das Volk seit etwa fünfzig, sechzig Jahren von einer neuen Zeit vortwärts gerissen wurde. Den alten Leuten aus allen Ständen verdanke ich das meiste. Ich habe mich kühn mitten unter das Volk gemengt, ich habe sie alle kennen und lieben gelernt: Bauern, Schuster, Weber, Waldarbeiter, Hirten, Steinklopfer, Schneider, Handelsleute. . . . Auch die Bettelmusikanten, die Wandergesellen, die Wahrsagefrauen. Es war oben in Friedersdorf, als mir die alte Frau G. aus einem geschlagenen Ei, aus den Linien meiner Hand die Zukunft erhellte: 1. In mindestens zwei Jahren muß ich sterben, unweigerlich sterben; denn das Lebenskreuz gibt keinen Aufschub.

2. Vorher tue ich einen tiefen Fall, und 3. noch zeitiger verliere ich Geld. Das war im Jahre 1910. Es war nicht das erste und auch nicht das letztemal, daß man mir auf meinen Sammlungsfahrten wahr sagte. Ein Dienst ist des andern wert! So muß der Sammler denken, wenn ihm auch nach der Wahrsagerei auf nächtlichem Heimwege grausen sollte. Sieben Jahre zog ich so im Lande und in den Bergen einher, durchzog kreuz und quer die Berge und Täler, wanderte auch durch das Waldenburger Grenzland und den Zobtengau. Als ich 1912 die Sammlung durchmusterte, hatte ich über 600 Lieder beisammen. Davon wurde die ungefähre Hälfte im gleichen Jahre als „Volkslieder aus dem Culengebirge“ mit vergleichenden und geschichtlichen Bemerkungen veröffentlicht und die andere Hälfte als weniger wesentlich und aus anderen Gründen ausgeschieden. Bemerkenswerte volkstümliche Lieder wurden in der Sammlung mit berücksichtigt, weil sie für den Aufschluß einer Gegend nicht minder wichtig sind als die sogenannten echten Volkslieder, gehören sie doch mit zu den am liebsten gesungenen Liedern. Manchen Leser wird es gewiß fesseln, daß es mir auch gelang, das bekannte Lied, das 1848 den Weberaufstand im Culengebirge mitentsachte, von Leuten, die das Lied selbst noch 1848 mitgesungen hatten, in Wort und Weise aufzuzeichnen. Das Lied mußte, da es nicht einmal ein volkstümliches Lied geworden ist, aus der Sammlung genommen werden. Noch manches Lied wurde seitdem der Vergessenheit entrissen und für die neue Auflage meiner Volksliedersammlung aufbewahrt.

Der Sammler rückt jedem Stande, jeder Arbeit, aller Volksforge und Volksfreude näher. Er lernt die Masse begreifen, alle die Arbeit und das viele Heldentum, das mitten im breiten Volke wohnt. Wieviel Treue und Herzensgüte sah ich nicht unter dem größten Kittel! Die Kenntnis des gesamten Volkslebens bleibt der schönste Lohn für die Mühe und Arbeit.

Schlesische Tänze

Der Tanz ist ebenso wie das Lied das Zeichen überströmender seelischer Bewegung. Er begleitet schon den Menschen seit Urzeiten; soweit auch unsere kulturgeschichtlichen Forschungen reichen, ist er zur Stelle. Spärlich sind die Aufzeichnungen über die schlesischen Tänze im Mittelalter. Es wird immer nur das berichtet, was aus dem Rahmen des Gewöhnlichen und Alltäglichen herausfällt, während das Leben und Treiben selbst immer verhüllt bleibt. Die wichtigsten Quellen sind hier die Ratsverordnungen der einzelnen schlesischen Städte, in Breslau das liber proclamitionum. Aus dem 15. Jahrhundert werden uns vor allem folgende Tänze genannt:

Der polnische Tanz mit „liebliche Reige, mit Bücken und Knippen und Anappen“.

Der Kapriolentanz, „bei welchem zwerch über zwerch gesprungen wurde und wozu viel Übung gehörte“.

Der Zwölfmonatstanz, der die vier Jahreszeiten im Reigen darstellt.

Der Totentanz, der mit Jubeln und Jauchzen begann und wobei ein sogenannter Toter mit abwechselnden Sprüngen und Küssen aufgeweckt wurde.

Der Schwertertanz, den die Breslauer Fechtschulen in Schlesien zu Ehren bringen, dessen Geschichte weit über die Ritterzeit hinaus in die germanische Urzeit zurückreicht. Die Fechtschulen standen in Verbindung mit den Innungen; bekannt waren z. B. die der Margbrüder auf der Karlstraße in Breslau. Eine Schweidnitzer Chronik erzählt von Schwerttänzen in Schlesien aus dem Jahre 1561. Dann werden sie bei Anwesenheit des Winterkönigs 1620 in Breslau erwähnt. Vor den Fenstern des Herrschers führten 36 Kürschnermeister mit ihren Gesellen den Schwertertanz auf. Sie trugen auf den Knien Schellen, weiße Obergewänder mit Fechtärmeln, einen Lorbeerkranz auf dem Kopf. Von den Köpfen kniender Knaben wurden Geldstücke abgeschlagen. In deutschen Städten scheinen diese Schwerttänze erst seit dem 14. Jahrhundert Handwerksgebrauch geworden zu sein. Diese 36 Kürschnermeister nahen mit ihren Gesellen dem Hause des hohen Gastes noch einmal an diesem Tage bei Einbruch der Dunkelheit, um den Laternentanz aufzuführen. Jedem Tänzer brennt eine Laterne auf dem Kopf, die beim Fechten nicht herunterfallen darf. Die Fechtergilden huldigen 1741 noch dem jungen Preußenkönige in Breslau, der ihre Gerechtsame bestätigt.

Es handelt sich im Mittelalter immer zunächst um Reigen-, nicht um Rundtänze. Dann wird oft noch ein Vortanz erwähnt, der weiter nichts als ein Ehrentanz ist, der hochgestellten Persönlichkeiten eingeräumt wird. Es gibt auch schon im Mittelalter verbotene Tänze, z. B. den Zäumer-, den Schmoller-, den Taubentanz; die Verordnungen der Obrigkeiten beziehen sich meist auf Sorglosigkeiten, auf die Ausgelassenheit des Mittelalters.

Es ist wesentlich zu hören, wo getanzt wird. In Breslau geschieht dies im Rathause und zwar finden die Hochzeiten und Tanzgesellschaften der Vornehmen im oberen Rathausaale statt, der damals einen großen Raum gewährte und noch nicht zu Zimmern umgebaut war. Der Saal war mit weißen Steinen gepflastert, der bei besonders festlichen Gelegenheiten mit Brettern belegt wurde. So wird uns von dem Besuche des Königs Wenzel in Breslau im Jahre 1511 berichtet: „Nach der Mahlzeit ward auf dem Rathause ein Tanz gehalten; auf dem Tanzsaal, so mit eingefügten Brettern belegt.“ Die Hochzeiten und Tanzgesellschaften — diese Zusammenstellung ist bemerkenswert! — wurden, wenn es einfache Leute betraf, im Schweidnitzer Keller gefeiert. Eine Verordnung für Breslau bestimmt im Jahre 1556: „Es soll auch fortmehrer umb viler Ursach willen kein Hochzeit Tanz in frembden Häusern, do man auf den Schweidnitzer Keller kommen kan, geheeget werden.“ Das Verbot wird noch oft übertreten, wie das aus vielen folgenden Erlassen zu erschen ist. Der Rat will offenbar, daß die Tänze amtlich überwacht werden können. Die Brautdiener müssen darum auch aus den „Gerichts- und Schwerdtbienern“ ausgewählt werden. Dann hören wir noch von einem Morgen- und Abendtanz bei Hochzeiten und von mancherlei „Geldbus“ und „hartter Straf nach Gelegenheit des Verbrechen“. Auch wird vom Räte bestimmt, daß man auf die Tanzsäle „so solche Licht schicken, damit es überall Lichte sei und man sich besehen kann!“

Anderer Bestimmungen beziehen sich auf die Kleidung, das Auspuken, so bestimmt eine Vorschrift vom Jahre 1501: „Am Tanze sollen sich die Gefellen mit bequemer Tracht und Kleidung ehrlich halten, züchtig und säuberlich, daß nicht was Spottes noch Argerniß daraus erwachse.“ Immer wieder gerügt wird das Vordrehen, da jeder zuerst am Reigen sein wollte, das Einspringen und Einlaufen; so ist die Hochzeitsordnung von 1605 ganz für Abschaffung des „ergerlich schendlich Vordrehn auffm Rathaus, so vol in Heusern“. Das alles klingt für uns sehr harmlos; die Vergnügungen im Mittelalter waren anderer Art als heute.

Viel beschäftigen sich auch die Verordnungen mit der Dauer des Tanzes. Am 24. April 1634 wird den Musikanten befohlen, „hinsüro bey den Morgenhochzeiten lenger nicht, es werde begehrtet, von wem es wolle, alls außs lengst bis Abends baldt nach geläuteten Ratsglöcke, bey den Abendhochzeiten aber bis gegen 12 Uhr nachts aufzuwarten, nachmals und sobaldt von unserer Stadt bestellten Gerichts- und Schwerdtbienern ein Zeichen gegeben und die Zeit angedeutet wird, alsobaldt aufzuhören und Feyerabend zu machen“. Am 10. Mai 1578 bestimmt der Rat, daß der Tanz „nicht lenger als zwey Stunden zum lengsten nach der Rath-

glockchen“ ausgedehnt werde. Um das Jahr 1600 scheint das Breslauer Rathaus den Tanzlustbarkeiten genommen worden zu sein. Auch auf Plätzen und Straßen wurde überall getanzt, oft in allerlei Verkleidungen, bis sich die Freude dann wieder in bestimmte Tanzsäle zurückzog. Hoch ist es zum Breslauer Karneval hergegangen, selbst im Jahre 1760, da der Krieg im Lande brannte. Da klagt ein Breslauer Bürger, daß er von dem wilden Getöse der verschiedenen Tänze, die ihm an allen Straßenecken entgegenschmetterten, fast taub sei. Dazu komme das Geschrei der Gassenjugend, die entsetzlichen Frauenzimmerkleider, die Schminke, die Schönheitspflaster. Bei den Herren mißfallen ihm die unbeschreiblichen Haarbeutel, von denen er bemerkt, daß sie ehemals nicht kleiner als die Windmühlen, jetzt kaum so groß seien, daß man eine Fliege damit totschlagen kann. Tagelang dauert das Gejubil und erreicht erst mit dem Fastnachtsdienstage ein Ende. Die „Herren“ erhalten noch eine Nachfreude, die „Mannes- oder Herrenfastnacht“, da nicht gepffiffen, getanzt, gesungen, aber um so mehr getrunken werden durfte. Der alte Geschichtschreiber hat einen Wunsch: „Wir können hoffen, daß mit dem ferneren Wuchs der Sitten wenigstens unsere Nachkommen von dem schwärmenden Getöse ganz frei werden, das wir in diesen Tagen ausstehen müssen.“ Was würde er sagen, wenn er das heutige Geschlecht beim Tanz sähe! Lustig und ausgelassen war das Völklein damals, selbst in der Notzeit. Man würde wie heute selbst auf Gräbern getanzt haben. „Schauspielhaus, Kaffeehäuser, Schänken und Tanzböden waren täglich gedrängt voll.“ Das Schauspielhaus grub dem alten, schönen Volkstanz vollends den Boden ab.

Dann kamen um die Wende des 18. Jahrhunderts und früher die Modetänze zur Geltung, so daß 1798 das Königl. Preussische Gouvernement für alle Fälle die Reihenfolge der Tänze in Breslau festsetzt: 6—7 Uhr Menuetts, 7—8 Uhr Walzer und Quadrillen, von 8—10 Uhr Angloisen, von 10—11 Uhr Menuetts, von 11—12 Uhr Walzer und Quadrillen, von 12—2 Uhr Angloisen.

Mit den Modetänzen starb ein altes Leben in den Städten schnell dahin. Auf dem Lande draußen blühte es in seiner reichen Mannigfaltigkeit noch lange weiter.

Es ist auch hier zu betonen, daß die ewige Gleichmacherei der Neuzeit uns große, seelische Verluste gebracht hat. Den Charakter eines Menschen, seine Seele sieht man in seiner Lebensführung, in seinen Gebräuchen. Immer ist der Rückschluß von außen auf den inneren Gehalt der Seele zu führen. Mode heißt oft nichts weiter als Heuchelei, Lebenslüge, äußere Rücksichtnahme ohne seelischen Gehalt. So ist es zu bedauern, daß die alten Volksbräuche verloren gehen, worin die Volksseele offen und klar wie ein Quell aus dem Inneren an das Licht tritt. Es kann darum nicht genug bedauert werden, daß die alten, bezeichnenden Gebräuche auch auf dem Lande mehr und mehr dahinschwinden. Die alten Tänze sind fast verschollen. Selbst auf den schlesischen Bauernhochzeiten werden sie seltener. Wer sie aber selbst mit erlebte, wird sich ihrer mit unvergeßlicher Freude erinnern.

1. **Hochzeitsreigen.** Unter der Weise des Liedes „Freut euch des Lebens“ stellen sich die Paare in der Reihe hintereinander auf, schreiten vorwärts, um sich beim zweiten Teile der Weise zu zwei oder vier Paaren zusammenzuschließen. Die Hände werden kreuzweise gereicht; die Tänzer und Tänzerinnen hüpfen dann im Kreise herum. Dann wird von neuem begonnen und wieder die Reihe der Paare in abgeschlossenem kleinen Kreise abgebrochen.

2. **Tanz of mit der Muhme** (die Noten zu den Tänzen werden in der neuen Auflage meiner Volkslieder Sammlung erscheinen): „Tanz of mit der Muhme, tanz of dreimoll rim, rim, rim, tanz of mit der Muhme, tanz of dreimoll rim.“ Die Tänzer schreiten das erstemal in Reihen vorwärts, oder links und rechts, um sich, wenn das Lied das zweitemal erklingt, zum Volksschritt zu vereinigen. Oft wird dazu gesungen.

3. **Herr Schmidt, Herr Schmidt.** Die Paare treten einander gegenüber, um dann gegenseitig vom linken auf den rechten Fuß zu hüpfen und die Reihen entlang zu jubeln.

4. **Der Besentanz.** Wird oft auf Hochzeiten ausgeführt. Die Musik spielt einen Walzer. Die Tänzer stehen im Kreise umher; ein einsamer Tänzer, der übrig bleibt, tanzt neckend mit dem Besen, wirft ihn plötzlich weg und ergreift eine Tänzerin aus der Schar heraus. Der Tänzer, der wieder ohne Tänzerin bleibt, muß das Spiel mit dem Besen, nachdem die Paare getanzt haben, von neuem beginnen. Reigen und Rundtanz sind hier miteinander verbunden.

5. **Laudon.** Die Tänzer stellen sich in einem Kreise auf. Eine verkleidete Person geht im Kreise umher, verbeugt sich tief und ruft: „O, Laudon ist tot.“ Die Tänzer wiederholen die Verbeugung. Plötzlich setzt die Musik fröhlich ein, die vermunnte Person ergreift die erste beste Tänzerin, und alles walzt im Saale umher. Dem Tänzer, der allein dasteht, wird beim Tanzen unter allerlei Spottreden immerwährend zugerufen: „Ah, Laudon ist wieder da!“ Das Tanzspiel beginnt von neuem.

6. **Kirmistanz:** „Wenn die Arms wad sein, wenn die Arms wad sein, do schlacht mei Boater a Bos, do tanzt die Mutter, do geigt der Boater, do wackelt der Mutter der Ros, di-di-bill-di-dum, di-di-bill-di-dum, do wackelt der Mutter der Ros.“

7. **Bauernreigen.** Die Tänzer und Tänzerinnen stellen sich zu Paaren auf und schreiten im Kreise herum; der Tänzer stützt die linke Hand in die Hüften und reicht der Tänzerin die rechte. Diese rafft mit der rechten den Rock. Beim zweiten Teile (Walzerweise) stellen sich die Paare einander gegenüber, reichen sich gegenseitig die Hände und schwingen die Arme links und rechts in die Höhe. Dabei treten die Tänzer mit dem linken Fuße fest auf. Beim dritten Teile der Musik (Volkstweise) schreiten Tänzer und Tänzerinnen im Kreise entgegengesetzt und verbeugen sich bei der Begegnung; darauf schreiten sie, ähnlich wie beim Kinderspiel, durch die sogenannte Brücke. Den Schluß des Reigens bildet ein Walzer.

8. Der Siebenschritt. Es ist ein sogenannter Spaziertanz; sieben Schritte gehen die Tanzenden, darauf wird gesungen und nach Polkaart getänzt und gesungen: „Seidel hot te Brut im Haus, Seidel macht sich gornischt draus, Seidel hie, Seidel har, Seidel is a Zeidelbar.“

9. Die Lott is tut: „Eins, zwei, drei, vier. Krigt a mich, do hot a mich, do gieht a mit mir heem. Die Lott is tut, die Lott is tut, die Lotte liegt im Starba, wa wat of do, wa wat of do doas viele Geld erarba?“ Der Tanz wird von 4, auch von 8 Paaren getänzt, die sich in den Ecken aufstellen und aufeinander zutanzten, die Reihen öffnen und der entgegengesetzten Ecke zutanzten.

10. Bohnewitzanz: „Jetzt tanzt der Bohnewitz, jetzt tanzt der Bohnewitz, jetzt tanzt der Bohnewitz mit seiner jungen Frau. Heidi, heida. . .“

11. Schmolltanz: „Jawohl, du machst mir Kummer, jawohl, du kränkst mich, ein zartes Körnlein keimet, vielleicht erkennst du mich; du bist ja mei Summer, mei Summer, mei Summer bist du!“ Die Paare tanzen schmollend auseinander, den linken Fuß vorsehend, rühren sich wieder, den rechten Fuß zuerst setzend. Nach der Wiederholung fröhlicher Rundtanz. Auch als Reigentanz mit Gesang üblich. Viel Spaß herrscht, wenn sich die Paare küssen müssen. Der Tanz ist auch in Böhmen bekannt.

12. Der Großvatertanz: „Und oals der Grußvoater die Grußmutter noahm, do woar der Grußvoater der Grußmutter Moan. A Moan, a Moan, a Moan, a Moan. . . .“ Beim ersten Teile gehen die Paare in der Reihe, wobei der Takt durch den Tritt hervorgehoben wird. Das älteste Paar geht voran.

Es wäre auch an dieser Stelle bei den Bewegungstänzen noch der uralten Gebärdentänze zu gedenken, wie sie noch im Kinderliebe leben; z. B. greift das Kinderlied „Wollt ihr wissen wie der Bauer“ auf einen altdeutschen Gebärdentanz zurück, den die deutschen Ansiedler nach Schlesien mitbrachten. Auch ist das schlesische Johannisfeuer im Mittelalter umtanzt worden.

Der Korbtanz. Ein Stuhl wird an eine schmale Seite des Tanzbodens gestellt. Auf ihm nimmt ein Tänzer Platz, der in seiner rechten Hand einen Korb hält. Die Tänzerinnen treten vor dem Stuhle zu Paaren an, die Tänzer ebenso. Die Ordnung ihrer Reihen läßt Platz zum Tanzen. Sitzt eine Jungfer auf dem Stuhle, gehen die Tänzer unter den Klängen der Musik paarweise an ihr vorüber, verneigen sich, bleiben einen Augenblick stehen. Mit dem Auserwählten wird getänzt; der andere erhält den Korb, mit dem er auf dem Stuhle Platz nimmt. Nun schreiten die Tänzerinnen an ihm paarweise vorüber. Das wird so oft wiederholt, als nur die Belustigung anhält.

Der Aufwälder. Tänzer und Tänzerinnen bilden einen Kreis. Ein Tänzer tritt in die Mitte, breitet ein Tuch, ein Taschentuch aus, verneigt sich vor einer Dame, die in den Kreis tritt. Beide knien auf das Tuch, küssen sich und tanzen

zusammen im Walzertakt. Jetzt wählt die Dame einen Herrn. Am Ende ist die Wahl nicht mehr freiwillig, was zu großer Heiterkeit Anlaß gibt.

Der Abflatschwalzer. Die Paare tanzen zusammen. Jeder ist berechtigt, durch Klatschen mit den Händen die Paare zu lösen und nach Wunsch jede Schönheit für sich zu begehren.

Der Ehrentanz. Braut und Bräutigam erhalten z. B. im Eulengebirge immer einen Ehrentanz, auch der Brautvater, die Brautmutter. . . Soll jemand besonders aus den Versammelten geehrt werden, wird gerufen: Einen Ehrentanz für Herrn . . . Dieser Ehrentanz gilt als besondere Hervorhebung und darf von niemanden verweigert werden.

Der Kehraus. Es ist meist ein Galopp, ein Polka, kann heute aber auch ein über alles geliebter Walzer sein. Das Fest wird ausgetollt; es ist ein letztes Aufjubeln vor dem Ende. Das Hüpfen gibt der letzten feurigen Bewegung des Herzens Ausdruck. Atemlos stürmen die Paare dahin. Vielleicht stecken noch alte Freuden des heidnischen Opferfestes darin. Gerade im Polka und Galopp liegt etwas urwüchsig Natürliches. Dann aber kommt oft noch ein allerletzter Spaß. Alles, was an der Hochzeit teilgenommen hat, was gekocht, gewaschen, gebacken, gedienert hat, muß zum Schlußreigen heran: Magd und Fuhrknecht, Köchin und Brautdiener, Geschirrpuzer und Aufwäscherin. Die Köchin kommt mit der Suppenkelle, die Magd mit dem Kochtopf, der Bierfüller mit dem leeren Faß, der Küchenmeister mit dem Kochlöffel, alle vermunmt, geschwärzt, entstellt. So treten sie an zum Küchenanz. Das gibt noch einmal einen Heidenlärm und für die Bedienten klingenden Lohn. Die Köchin naht wohl mit verbundenem Arm: sie hat sich am Küchenofen verbrannt, der Küchenmeister lahmt stark aufs linke Bein: er ist im finsternen Hause gefallen, die Magd trägt eine zerrissene Schürze: die Töpfe waren beim Anfassen nicht nur feurig, sondern allzu scharfkantig. Dazu wurde einst wohl noch gesungen: Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam . . . oder Freut euch des Lebens.

Tanzen heißt ursprünglich schreiten; es gehört zum Gottesdienst unserer Ahnen. Es war für unsere heidnischen Vorfäter weit mehr als Schmuck, war religiöse Leidenschaft, höchste körperliche Verzücung. Man konnte sich nicht genug tun im Singen frommer Weisen. Man denke noch an die Tanzfeuchen und Beitzänze im Mittelalter; spliternacht laufen die Menschen durch Dörfer und Städte, zermartern ihre Körper und tanzen ihrem Gott zu Ehren. Der Tanz ist ihnen heiligster Ernst. Noch ist diese religiöse Gebärde in der Echternacher Prozession in der Eifel sichtbar. Tausende ordnen sich am Pfingstdienstag in Reihen, fassen sich an den Händen, werden von feurigen Klängen bewegt und springen nach dem Takte der Musik immer fünf Schritte vor und drei zurück. So geht es über tausend Meter weit von der Sauerbrücke bis zum Altar des heiligen Willibrord. Auch das Schauspiel hat von hier seinen heiligen Ursprung

genommen. Welch Weg bis zu den Stocher- und Wackeltänzen unser heutigen geschmacksverrohten Zeit! Dem Tanze kommen in den alten Zeiten die höchsten Aufgaben zu. Er dient nicht allein dem Vergnügen, zeigt auch in den schlesischen Volkstänzen die reinen Quellen lebendigen Volkstums. Wo wird in Schlesien getanzt. Nur in Sälen? Nein, draußen in Gottes freier Natur, die Auge und Herz weitet. Jede freie Wiesen- und Waldecke ist da oft willkommen, die duftende Linde aber besonders beliebt. Es dudelt eine Geige, erklingt eine Laute, spielt ein Dudelsack, eine Pseife, später oft die Harmonika. Der Tanz wird gesungen. Da springen und schreiten sie in Reihen und im Kreise. Später kommt das von der Obrigkeit so verpönte „Umschweifen“, „Verdrehen“, „Walzen“ dazu. Das wird allgemein der deutsche Tanz, soviel auch die edlen Ratsherren verordnen und drohen. Es ist so eigentümlich für den Deutschen, in der kleinen Runde zu laufen, zu drehen, zu schleifen, zu hüpfen, wobei der Tänzer den rechten Arm so gemüthlich und anmutig, voller Büchten um die Hüfte der Tänzerin legt. Einem Schlesiener gefällt gerade dieses Tanzen neben sovielen „starken Trinken“. Und sein Herzog, immer auf der Reise, um Geld zu borgen, tanzt mit.

Der aus Schlesien erwähnte Schwertertanz, den die Innungen bewahren, führt uns zurück auf Tacitus Bericht in der Germania: „Junge Krieger tanzen wie zu einem lustigen Spiel, nackt zwischen aufgereckten Schwertern und Lanzen. Sie treiben es aber nicht als Geschäft, um Geld zu erwerben. Die Freude der Zuschauer gilt als die schönste Belohnung des kühnen Spiels.“ Als unsere Vorfäter Christen wurden, sollte der Tanz den frommen Eifer beflügeln und artet oft zu wilden heidnischen Reigen aus. Die Kirchenversammlungen drohen, sie verdrehen sie zu Hergentänzen. Zur Sonnenwendfeier wird auch in Schlesien getanzt. Tausendfach leuchten die Feuer im Lande, schwingen die Besen den Flammtenkreis, tanzen die Burschen und Mädchen um das Feuermeer, mochte doch schon Karl der Große allen heidnischen Gottesdienst in den Hainen, auf den Bergen verboten haben. In der Folterkammer müssen die „Hexen“ von ihren Tänzen erzählen.

Dann sprangen die Ritter, die Bauern ihre Reigen im Freien. Die Ritterdamen stolzierten in langen Schleppkleidern einher, den „swänzlin“. Wieder handelt es sich allein um Schreit- und Schleiftänze. Die Schleppen hindern am leichten Springen. Dem wird aber schnell abgeholfen. Nun geht es auch in Schlesien in der Art des Firlensei, des Heierlei, des Hoppeldei; das schlesische Wort „Firlensanzereien“ erinnert noch an die Vergangenheit, vielleicht auch „Alfanzereien, Falatanz“. Firlse bedeutet wohl hurtig. Wie auch alles hinabgesunken ist, die Sprache, die Volkssitte hebt noch die Erinnerungen auf. Bis in die Neuzeit herein bleibt der Ausdruck „gepußt wie a Pfingstuchse“, der auf das Austreiben der festlich geschmückten Rinder durch aufgeputzte Hirten hinzeigt und schließlich noch weiter auf die üblichen Pfingstumzüge des Maikönigs zurückgeht. Darin liegt ein Nachklang an die letzten Frühlingsfeiern unserer heidnischen Vorfahren.

Die Tanzfeste waren die erwünschte Belebung des mittelalterlichen Dorflebens. „Ma muß die Feste feiern, wie sie solla!“ sagt der Schlesiener. Das ganze

Dorf nahm daran teil. Der Dorfanger war der Festplatz. Mit dem Herannahen des Maimondes kam auch der Maitanz. Schmausereien waren damit verbunden. Auch Familienfeste brachten das Dorf in Bewegung, wie Hochzeiten, Taufen. Der Tanz bildet den Höhepunkt der Lust. Wir haben aus dem Mittelalter noch sehr viel gute Holzschnitte, die diese Volkstänze festhalten. Neben der Pseife erscheint sehr häufig der Dudelsack. Die Musikanten stehen erhöht unter der Dorflinde; man „springt“, man „tritt“ den Tanz. Als Tänze werden uns außer den genannten noch überliefert: der Firgendre, Ribelwanz, Schwingewurz, Mürmum, Houbetschober. Manche Tänze drangen wohl auch vom Rittertum herüber. Auf Bildern schauen wir auch den Tanz ums Ei, der viel Geschicklichkeit erforderte. Rausende sind beim Tanz auch nicht selten, neben der Liebe thront der Zank. In den Weistümern stehen die Strafen auf Tanzhändel: „Welcher den andern schlecht mit der fuest ein truchnen streich, ist verfallen, dreh schillingpfenning, sellt er zur erd von des streichs wegen und bluet mit, ist ein pfundt mit gnad, bluet er aber und sellt mit, ist sechs pfundt pfennig, sellt er aber von des streichs wegen und bluet, das ist Zehen pfundt, das als mit gnad.“ Das Dorf beginnt im Mittelalter eine abgeschlossene Welt zu werden. Wie springen die treuen, herzigen Gestalten auf den alten Holzschnitten einher, wie schwingen sie den Reihen nach sovielen Tageslasten, wie ausgelassen jauchzt die Freude nach soviel Arbeit! Auf einem Holzschnitt aus dem Jahre 1568 heißt es: „Ich bin von art ein Bauwr, mein Arbeit wirt mir schwer und sawwr, ich muß ackern und seen und Egn, schneyden, Mehen, Heuwen, Dargegn, holzen vnd einführen, Hew vnd Trehd, Gült vn Steuwr macht mir viel hertzleid, trink Wasser vnd iß grobes Brot wie denn der Herr Adam gebot.“ Da gewahren wir auch die sonderlichen Trachten der Tanzenden. Die müssen wir immer wieder zu den schlesischen Volkstänzen stellen. Sie haben in den Jahrhunderten gewechselt, oft im Tuch, oft in der Farbe. Die Freude des schlesischen Volks liegt besonders in der Stüderei und der Spizenkunst. Gebümelte Röcke mit Brustflaz, bunte Nieder, gestickte Gürtel, zierliche Ketten, Brusttücher, Hauben, weite Schürzen, weiße Kurzärmel. Manche schlesische Truhe birgt noch die seltenen Schätze von der Urgroßmutter. Die Kinder staunen über die Farben, die alte Goldhaube, die schweren seidenen Bänder, das Spitzengekräusel, die zwei- und dreizipplich gelegten Halstücher, die Purpurtüchel.

Vom Reigen zum Rundtanz liegt eine lange Geschichte, doch die Wandlung ist leicht verständlich. Auf dem Dorfplaze ertönt der Dudelsack, Burschen und Dirnen laufen herbei und treten in die Reihe. Der Umgang erfolgt im Dreiviertelstakt. Der übermütigen Jugend geht es zu langsam, zu feierlich. Dahintollen möchten sie. Die Weise lockt, es zuckt in den Beinen. Die Herzen schlagen schneller. Da packt ein Bursch seine Dirne und anstatt sie drei Schritte vorwärts zu führen, faßt er sie um die Hüften und springt sechs kurze, spaßhafte Schritte mit ihr im kleinen Kreise. Heidi! das gibt Lachen und zwingt zur Wiederholung und die anderen zum Nachahmen. Der Walzer, der deutsche Rundtanz, ist erfunden. Er wandert durch ganz Deutschland, erobert Europa, bleibt der deutsche Tanz. Er kann auch in einem

mittelalterlichen Tanzhause einer Innung erfunden worden sein. Überall, wo die Musik die Jugend lockt, der Übermut aus der Reihe ruft, läßt sich der Rundtanz erklären. Oder sprang ihn gar der Herzog Heinrich oder sein Junker Schweinichen zuerst im feinen Fuggerhause zu Augsburg, da sie beide „starke Trünke“ getan hatten? In seiner Lebensbeschreibung erzählt Schweinichen: „Es lud einst Herr Marcus Fugger Ihro Fürstliche Gnaden zu Gaste. Ein derogleichen Bankett ist mir bald nicht vorgekommen. Besser mag auch der römische Kaiser nicht traktieren und mit so überschwenglicher Pracht. Das Mahl war in einem Saale zugerichtet, in dem man mehr von Gold als von Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Kreutztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Kredenzen besetzt, wie man sagte, weit über eine Tonne Goldes wert sein sollte. Nun gab Herr Fugger J. F. Gn. einen Willkommen, welcher ein Schiff darstellte, aus dem schönsten venedischen Glas künstlich gemacht. Wie ich es nun vom Schenktisch nehme und durch den Saal gehe, falle ich, da ich neue Schuhe hatte, mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals und bringe mir mein neu rot-damastnen Kleid gar zu Schanden, worüber männiglich ein groß Gelächter war. Ich war hernach berichtet, daß Herr Fugger gesagt: er wolle das Schiff mit hundert Flori ungarisch gelöst haben. Als ich hernach einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel keinmal, auch im Tanzen nicht.“ Nach der Tafel tanzen sie. Das ist allgemein üblich. Warum soll der Kammerjunker sein Unglück nicht im tollen Übermut extränkt haben! Vielleicht kam gar sein Herzog auf den tollen Tanzeinfall. Dem war alles zuzutrauen, begegnet doch der Bürgermeister Bartholomäus Sastrow aus Stralsund dem Herzog zu Nürnberg in einem gar schändlichen Aufzuge, schlug doch J. F. Gn. der Herzogin in Liegnitz eine so derbe Maulschelle, daß sie ein blaues Auge bekam und sagen mußte, sie hätte sich an einen Pfosten gestoßen. Zehn Trompeten und eine Kesseltrommel läßt er abends erschallen und ist mit „Tanzen und Saufen guter Dinge“. Der Kammerjunker erzählt: „J. F. Gn. waren diese Zeit über lustig mit Tanzen und Mummerei. Das währet fast ein ganz Jahr, und ward alle Abend in die Stadt zu den Bürgern gegangen, auch nach Goldberg und Gaiuau. Gemeiniglich waren vier von uns Mönche und vier Nonnen, und J. F. Gn. waren allezeit eine Nonne.“ Als sie in Augsburg waren, drehen sich beide auf einer Hochzeit. Mitunter ist der Herzog des Junkers Knecht und stürzt die Treppen hinab. Da tanzen J. F. Gn. allemal zwei vornehme Ratsherren vor. Vortänzer lenken den Tanz. Sie tragen lange rote Röcke, einen weißen Ärmel. Ohne sie darf kein Tanz beginnen. Drehen sich diese zwei, dürfen sich alle drehen, Herzen sie einander im Tanze, mögen alle nachtanzenden Junggesellen ihre Jungfrauen auch Herzen. Das wundert den schlesischen Junker gar sehr. „Es geschah der Tanz in einem großen Saal, welcher von Gold und Silber und etlichen hundert Lichtern funkelte, also daß man vermeinte, man wäre im Himmelreich oder im Paradies.“ Später ziehen sie im Januar 1579 zum Fürstentage nach Breslau und bald darauf nach Kronnenau in Böhmen zu Herrn von Rosenberg, der sie zur Hochzeit geladen

hat. „Sieben Tage hat man mit Tanzen, Fechten, Ringelrennen, Mummerei, Feuerwerk und anderer Kurzweil zugebracht. Ich habe aus der Küche folgendes Verzeichnis des Aufwandes bekommen: 113 ganze Girsche, 98 wilde Schweine, 162 Rehe, 2229 Hasen, 470 Fasanen, 276 Auerhühner, 3910 Rebhühner, 22 687 Krammetsvögel, 88 westphälische Schinken, 370 Ochsen, 2687 Schöpfe, 1579 Kälber, 421 Bratlämmer, 99 Spickschweine, 300 gemästetete Schweine, 577 Spanferkel, . . . 39 Tonnen Fett, 117 Zentner Schmalz, . . . 15 800 Karpfen, 1787 Eimer Rheinwein, 2000 Eimer Ungarwein, 700 Eimer Oesterreicher. . . . Wer zählt alles auf! Schweinichen tanzt dann auf der eigenen Hochzeit mit seiner jungen, treuen Frau in grünseidenem Kleide mit Silberzindel. Innungen, Geschlechter, Fürsten verstanden, den Tanz aufzuputzen. J. F. Gn., der Tänzer, Borger und Tunichtgut, fährt allerdings von Worms bis Mainz mit seinem Gefolge auch einmal auf zwei langen Leiterwagen. Die Tanzhäuser der Geschlechter lagen häufig beim Rathause. Oft konnten wegen der langen Schweif und Schleif nicht mehr als fünf Paare tanzen. Auch Fackelreigen wurden noch gesprungen. Der Walzer beherrschte aber bald alle Herzen; im südlichen Deutschland nahm er die Form des Ländlers an. Mozart, Schubert, Strauß nahmen sich später seiner an. Wien wurde die Walzerstadt: „Heut wie allezeit hat zur Traurigkeit d' echte Wienerheiterkeit ka Zeit!“

Walzer, Polka, Galopp, Rheinländer bleiben für lange Zeit die ursprünglich deutschen Tänze. Die letzten drei bringen das Reigenartige, das Hüpfen, wieder zu dem „Verdrehen“. Der Galopp hieß „der Preussische“. Der Polka wurde in Böhmen geboren und in Prag wegen der kurzen Halbschritte „Pulka“ genannt. Die Modetänze drangen später auch nach Schlesien; ihre Namen zeigen, daß sie aus Frankreich, England, Polen, aus Amerika zuwanderten. Menschen, Zeiten sahen die Volkstänze schon vorüberziehen: Herren in apfelsinengelben, veilchenblauen, mondscheinsilbernen, grasgrünen Röcken mit Kniehosen, seidenen Westen, Schnallenschuhen und zierlichen Degen, betretete Hüte auf dem Kopfe, schwarzbebanderte Perrückenpöpschen im Nacken, noch buntere Frauenzimmerchen an der Seite in Stöckelschuhen, in Fackreisen, bauschigen Seidenkleidern. Auf den geschminkten Gesichtern die haus hohen, aufgeputzten Haartrachten, schwarze Schönheitspflästerchen auf Kinn und Wange. Manche Zeitläufe dufteten gar arg. Die Natur stand verschnitten umher. Der Volkstanz hat auch durch diese Zeitläufe seine frische, gesunde Natürlichkeit erhalten. Darein singt der Sänger der schlesischen Kirmes, da wie bei der Hochzeit gar wacker getanzt wurde: „Nu mußt ma sich eim Kratschim zeige, dos ies ju oscht der grifste Spoaß! Do ies a Bloßa und a Geiga, do brummt da ale Rumpelpoaß.“ Sein Jubelruf gilt insgesamt für die schlesischen Volkstänze: „Wer Freeba springt ma uf und nieder, ne hiert oß, doas gieht halt goar zu schien!“

Die alten Bauerntänze Oberschlesiens erregen immer Bewunderung. So manches ist auch hier schon versunken, vieles lebt aber noch und steht neben dem Neuesten. Es ist eine Eigentümlichkeit Oberschlesiens, die bei der raschen Entwicklung des Landes erklärlich ist, daß oft Altes und Neues unvermittelt nebeneinanderstehen. Malerisch ist auch der obereschlesische Tanz; die Tracht der Tänzer hebt ihn schon hervor. Wie farbenreich wirken die Tänze bei einer Bauernhochzeit, an die wir besonders denken. Wer sie einmal erlebte, vergißt sie nicht: grellgelbe, steife Röcke der Dirnen, schillernde Schürzen, spitzenbesetzte weiße Hemdsärmel, rote, wallende Bänder, buntes Flitterwerk der Brautjungferkrone, dunkles Sammetnieder. Dann die Burschen in rotschnüriger Jacke, den Blumenstrauß im Knopfloch, den Federbusch auf dem breiten schwarzen Hut. Folgende obereschlesische Trachten sind zu nennen: die von Ratibor, Bogutschütz, Pleß-Anhalt, Schönwald, Roßberg, Chorzow. Die Anhalter bei Pleß, die Schönwälder bei Gleiwitz sind in der Stille von der Hast und Jagd der neuen Zeit am besten verschont geblieben, sie stehen noch bei ihrem Webstuhl und Pfluge. Man kann sie als Gegensätze behandeln. Die Schönwälder Männer tragen Sommer und Winter dunkle Tuchmäntel und darunter die lederen Bauchbinden über der kurzen Tuchjacke. Bei den Frauen sind die weißen Kopftücher eigentümlich. Die Schönwälder weisen mehr Pracht auf: reich mit Schnüren besetzte dunkelblaue Tuchröcke, seidenes Band auf dem dunklen Filzhut, das mit seinen Enden hinten über den Hutrand flattert. Auch bei Frauen und Mädchen erscheinen hier mehr Farben: grünes Tuch, schneeweiße Ärmel, blaue Bänder, rote Strümpfe. Slavisches und Deutsches hat sich in vielen Orten verschmolzen. Oft erscheint die fragen- und ärmellose Tuchweste mit blanken, halbkugelförmigen Knöpfen in hellblau und rot umnähten Knopflöchern. Dann ist aber auch Pelzwerk nicht selten. Besonders seltsam ist die runde Pelzmütze der Männer, der mehrreihige Perlenschmuck der Frauen. Bei Ratibor erscheint die eigentümliche schlesische Haube, das bunte Kopftuch. Die Tracht zeigt in Oberschlesien von Dorf zu Dorf örtliche Abweichungen, die sich im Hochzeitsschmuck von Braut und Bräutigam am augenfälligsten zeigen. Oft verlangt die Sitte, daß sich z. B. der Bandschmuck der Burschen bei Hochzeiten nach der Farbe der Mädchen richtet, die wieder die Dorffarben aufweist.

Der Wortführer der zukünftigen Eheleute, der Starosta, hat die Vorbesprechungen zu glücklichem Ende gebracht. Das Jawort ist erteilt. Die Jünglinge leiten als Brautführer, die Dirnen als Kränzeljungfern die Angelegenheiten der Hochzeit, am Vorabend werden der Braut Abschiedslieder gesungen, das Hochzeitshaus andern Tages verrammelt, wenn der Bräutigam naht. Er erhält nach manchen Erschwernissen endlich Eintritt; die Musikanten beginnen den Hochzeitssärm. Noch wird dem Bräutigam als Braut ein altes Weib zugeführt, das hinkt und in ein weißes Tuch verhüllt ist. Er wird befragt, ob es die rechte sei. Er antwortet: „Nein, das ist ein wildes Tier.“ Bei einer verkleideten Jungfrau ruft er aus: „Das ist ein scheues Tier.“ Von der Braut erhält er endlich ein Lebens-

zeichen: Apfel, Kranz, Pfefferkuchenherz, einen Teller mit einem grünen Myrtenzweige. Dann erscheint die rechte, die von den Eltern unter dem Zeichen des Kreuzes, inmitten der Stube, den Segen erhält und sich weinend für die gute Erziehung und Pflege im Hause bedankt.

Nach der Trauung und dem Essen geht es in den Kratschem. Der erste Tanz kommt nur den Vermählten zu. In der Reißer Gegend tanzt der Kratschmer mit der Braut den Ehrentanz und zahlt dafür einen Taler Ehrensold. Schon in einem alten oberschlesischen Bericht wird vom Ehrentanz erzählt, daß ihn einer der Angesehensten und Artigsten der Gesellschaft auf Aufforderung des „Klematsch“ mit der Braut tanze. Dort wird hervorgehoben: es ist jederzeit ein Menuett, doch lieben sie mehr das Deutschtanzen (Walzen); jenes nennen sie Buschkarante, letzteres Hoppich. Gegen 11 Uhr abends beginnt der „Haubentanz“, wobei alle jungen Mädchen die Braut umtanzen und einen Kreis bilden. In der Rosenberger Gegend trägt jede dabei ein Licht in der Hand. Der Braut wird der Kranz abgenommen und die Haube aufgesetzt. Die Braut wirft sie zweimal von sich; erst das drittemal setzt sie die Haube auf. Die verheirateten Frauen umschließen sie, doch tanzt die Braut noch einmal mit allen Brautjungfern, der Jugendzeit damit den Abschied gebend. In manchen Gegenden versuchen die verheirateten Frauen in den Kreis zu bringen, den die Unerheirateten um die Braut schließen. Es gelingt ihnen endlich. Dann beginnen sie das Hauben. Eigentümlich ist noch der Spiegeltanz. Die Braut sitzt inmitten des Saales auf einem Stuhle und hält einen Spiegel vor sich. Der Brautführer geleitet die Tänzer hinterrücks an ihr vorüber. Jedesmal erfolgt ein verneinendes Schütteln, bis ein Nicken den ersehnten Tänzer bezeichnet. Das ist aber zum Ergötzen der Zuschauer der Bräutigam nicht. Sie muß mit jedem Tänzer, dem sie zuwinkt, tanzen, bis sie den Ersehnten trifft. Dann nimmt eine andere Jungfrau Platz. Brautreigen werden aufgeführt, bis das Fest verrauscht. In das Grau des Alltags schimmert noch lange der lichte Hochzeitstag mit seinen Tänzen.

Bauerntänze und Bauerntrachten gehören gerade in Oberschlesien zusammen: buntes Halstuch, Iltismütze, buntes Barchendhemd, Stiefelschaft und gelbe Lederhose . . . geben dem Tanz erst Farbe. Der Massitenpolka in einigen Orten Oberschlesiens erinnert noch an alte religiöse Gebräuche, die scheinbar bei Begräbnissen geübt wurden. Schwermütig schreiten die Paare am Anfang hin; das Ende beschließt ein ausgelassener Rundtanz. Trauerweisen geleiten den Toten zum Gottesacker; auf der Rückkehr erschallen fröhliche Lieder. An Begräbnissen hat sich in alten Zeiten nicht selten der Tanz angeschlossen. Als uralter Volkstanz ist auch der Besentanz in Oberschlesien heimisch, treffen wir ihn doch auch z. B. in Ostpreußen und Brandenburg. Bei den Faschingsfesten ritten wohl noch Männer und Frauen auf Besen umher. Es liegt darin ein Anklang an die mittelalterliche Hengenzeit, die wieder auf heidnische Opferdienste zurückweist. Im Volke dient der Besen noch als Abwehr gegen Alp und Heze. An mancher oberschlesischen Hochzeit ist noch der Dreitanz üblich, wobei stets ein Mann mit zwei Frauen im

kleinen Kreise tanzt. Der Vortanz erinnert an den Reigen. Die Paare stehen hintereinander, der Führer des Tanzes singt den Musikanten zu: „Es war ein schöner Garten mit einer Blume fein. Da kam ein feiner Knab vorbei und pflückte sich das Blümlein. Er liebt das Blümlein, das er brach und nennt es nun sein eigen.“ Darauf fällt die Musik rauschend ein, die Paare schwingen sich durch den Saal, worauf eine zweite Strophe gesungen wird. Wie weit diese alten Sitten, wie der Loskauf der Braut beim Besuchen fremder Dörfer, zurückreichen, ist schwer zu sagen, da über das innere Leben der Oberschlesier aus alter Zeit wenig zu uns gekommen ist. Das gleiche gilt von der Tracht. Vor dem Dreißigjährigen Kriege war wohl die Leinwand üblich, die dann von Tuch und Stiefel abgelöst wurden. — „Das Volk geht in Lumpen“, schreiben die alten Geschichtsschreiber. Die Trachten haben sich wohl erst mit den deutschen Ansiedlern eingebürgert. Die eigentlich polnische Tracht ist grobe Wolle neben dem Schafspelz.

Schlesische Sprichwörter und Redensarten

Im Spruch steckt ein viel zäheres Leben als im Liede, der Sage. Er ist wandelbarer, schmiegsamer, kleidet sich nach vielen Zeiten und Leuten, redet manchen Menschen recht und bleibt schließlich unentbehrlich. Wie sehr gerade die Sprichwörter die gesamte Anschauungsweise eines Landes wieder spiegeln, ist bekannt. Im 13. Jahrhundert brechen deutsche Männer aus Thüringen, Meissen, Franken, Hessen, vom Niederrhein durch die finsternen Grenzwälder Schlesiens mit Rind und Karren. Aus dem Überschuß deutscher Volkskraft wird das Oberland besiedelt. Seit dieser Zeit wuchs das schlesische Sprichwort groß. Die Ansiedler, die voll fester Entschlossenheit daherkamen, um sich hier im Osten eine neue Heimat zu gründen, trugen altes deutsches Geistesgut mit sich. Gerade der Spruch half durch Mühe und Plage, spornte immer wieder zur zähen Ausdauer an. Er wandelte sich, wie sich die Bewohner einwurzelten. Er wurde schlesisch, mochten auch alte Sprüche verloren gehen und neue aufkommen. Noch heute sind in den schlesischen Sprichwörtern die vielen Fäden erkennbar, die sich zum alten Mutterlande hinüberschlingen. Ein in allen Dingen endgültiger Vergleich ist freilich hier unmöglich. Die einzelnen deutschen Landschaften haben ihre Sprüche keineswegs zusammengebracht, in Schlesien liegt noch vieles verborgen. Hier ist nicht allein an den Volksmund zu denken, in dem noch so mancher Spruch lebt. Wichtig ist das schlesische Schrifttum, soweit es hier in Frage kommt.

Immer haben die vorzüglichsten und wirksamsten Schriftsteller auch aus der Spruchweisheit des Volkes geschöpft. Man lese nur die Bücher von der alten deutschen Heldenzeit herauf über Fischart, Brant, Luther zu Goethe. In Schlesien handelt es sich besonders um die Werke eines Logau, Günther, Gryphius und um

die alten lateinischen Predigthandschriften. Es war im Mittelalter sehr beliebt, des Volkes Sprichwörter als Leitsätze zu Predigten verwenden. Besonders griffen die Mönche hier geschickt zu. So sind uns aus schlesischen Klöstern, z. B. aus der Bücherei der Dominikaner in Breslau, der Augustiner-Chorherren zu Sagan, des Collegialstiftes zu Glogau Predigthandschriften mit Sprichwörtern, oft in lateinischer Übersetzung, erhalten geblieben. Manche Predigthandschrift reicht bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts zurück. Eine schlesische Sprichwörterammlung gab 1734 Daniel Gomolke heraus. Von den schlesischen Zeitschriften widmete dem Sprichworte „der Breslauer Erzähler“ in den Jahren 1800—1806 einige Seiten. Viel schlesische Sprichwörter sind vor allem in dem großen, fünfbändigen „Deutschen Sprichwörter-Lexikon“ des schlesischen Lehrers Karl Friedrich Wilhelm Wander (1867—1880 bei Brockhaus in Leipzig) zu finden. Dieses erstaunliche Werk eines vielgeprüften, unerschrockenen Mannes, dem ein ganzes Leben gewidmet wurde, steht in seiner Reichhaltigkeit, Genauigkeit unter allen Sprichwörteransammlungen noch immer unerreicht da.

Welches ist der Zweck der Sprichwörter? Sie sorgen für die Wohlfahrt des Menschen; sie übermitteln Gedanken, Erfahrungssätze, bewährte Anschauungen im volkstümlichen Tone. Sie wollen und können keine immerwährende Weltanschauung geben. Denn hinter den Sätzen stehen verschiedene Menschen in verschiedenen Zeiten, steht wandelbares Glück und Leid, das diese Welt traf. Aber immer wollen sie den Weg zeigen helfen, wie man diese Welt anschauen und betrachten soll, wie man sich am besten durch das Erdental hindurchschlägt. So läßt sich immer nach dem Sprichworte der gesamte Volkscharakter feststellen. Von den beiden Quellen des Sprichwortes, dem Volksmunde und dem Schrifttume, bleibt der Volksmund darum zunächst immer die wichtigere.

Die Sprichwörter, die ich im Volke antraf, gebe ich wieder. Es kommt hier gar nicht darauf an, ob ich manches wiederhole, was andere schon aufschrieben. Die Hauptsache bleibt, welche Lebensweisheit denn heute eigentlich im Volke lebt. Das allein will die heutige und spätere Zeit wissen. Man denkt oft allein an den Witz, wenn man vom Sprichwort hört. Doch das Reich der Lebensweisheit dehnt sich hier viel weiter. Wohl spricht das Sprichwort gern nach der Torheit des Lebens, spottet oft über den Schein ohne Sein, verzieht sein Gesicht wohl zu höhnischem Lächeln, hält es allerwegs gern mit dem gemütsreichen Scherz, der die Welt überwindet; es lacht oft mit Tränen im Auge und bohrt sich hinein in tiefes Leid und schmerzvolle Reue. Im Grunde gibt es keinen Unterschied zwischen Sprichwort und sprichwörtlicher Redensart. Die Redensart steht noch im Werden, ist mehr an kleine Gegenden und einzelne Menschen gebunden. Ich kenne einen Mann im Volke, der seine Rede bei jedem dritten Satze mit der Bemerkung unterbricht: mecht ma spreche! na gell oß ja, ja! Von solcher Sprechart zeigt der Weg hinüber zum Sprichwort, das wie das Volkslied umherwandert, bis es die abgeschliffene letzte Form fand. Gerade seine Redensarten sind für den Schlesier so bezeichnend: do schläts dreiza! wees de, wos ies? hob ich gesoat — herjeminee!

nu sah doo eenzig amoll oa! wes der Himmel, nee su woas! hiert ock haar! Ju, ju! Sies nie meglich! Dam war iech Schaft gahn — Ma mechte ju ontlich flenna — iech gieh, wenns Wofferkonna raant — a sitt aus wie Grienspoan — a ies dicke wie a Tindla — a bläst uf beede Backa — dam ies die Butter vom Brute gefolla — a macht a verbustes Gesicht — a sitt aus wie a gepriegelter Baar — mit dam hot ma krumme Rut — a hiert's Groas wachsa — du bist recht kindsch — a su a friewatschiges Ding — su 'ne erbarmliche Baumkroppa — doas schmeckt wie a Flostersteen, wie nosse Hoadarn — da machts ju asu lang wie der Taag zu Zuhonne — da hoot oabr 'n Riechfulba — Oga wie Radr, Stief'la wie a Uderkoahn — da ies just wie 'ne darre Schindel — da ies timmer wie der Ziegoar, wie der Moh — a hot a Lineol verschluckt — doas wulde iech sappermint nie hoan — da räst die Oga uf wie a Scheuntur — mir machan zum Gookelmoanne — a hoot sich 'ne Kreele gekooft — nee asu zu betreetscha — hiert ock, wes die Junfr soat — jeckerisch, jeckerisch — 's a sehr bewuschpert Weibla — doas ies ju zu lenzig — die foaschparn mittsomma — die klädt sich wie 'ne Togge — tu ock ne asu labisch — ma koan doch ne asu urscha — jetze nimmt a baale Reißaus — iech hoa ne Zeche gaan — a su ne kleene Darre — woas huste gesoit? — die ies sihr froate — wu graatsch a wieder hie, da Plootsch — triest dich ock — do noatscht die Gake o — do kimmt die Drulle, 's Strumzla — a tutt ju bihmisch (böhmisch) — is schleudert a — da spuckt ne undr fünf Bihma aus — a gieht zum Rocka — woas ies doas vor a Labander — woas meenst du derzu — 's dreivartel ebers Zigalooch, wenns watt schloon, do sieh dernooch — do wann mir ins aaln — die spinna kenn guda Joabn — 's rahnt aus Himmelthrona — a guckt zum Kaffr raus. —

Gerade an die Mundart müssen wir uns halten; durch sie kommen wir dem Schlesier am nächsten. Welch unerschöpflichen Reichtum bietet sie dar! Sie weist auf den Wurzelboden hin, aus dem die eigentümlichen Charakterzüge aufwachsen. Sie erscheint schon im Mittelalter; die Schreibart gibt freilich nicht immer ihren Lautbestand wieder. Heute ist es die Not, die dieses Buch hindert, die schlesische Mundart in das richtige lautwissenschaftliche Gewand zu kleiden. Hier einige schlesische Sprichwörter aus den Predigtbüchern von 1514 u. a.: Vor fastnacht forze prediget unde lange brottwurste — wann deme esel zeuwohl ist, so gehet her off das eys tanzin — wer de wie obir springen kon, der krieche under — wo der teuff nicht hyn kan, do sendet er seynen knecht hin — den leetsten beißen gern die Hunde — lache, wenn du heem gist — obhnt rede unde morgen rede, dy tragen selben ober ene — alt vnd thoricht ich zeeveerley schade — der do schmert, der fert — der beste freund off erden ist der pfennig yn der thaschen — eyne grosse gebe hot eynen grossen Dank eyn iezlich gleyche suchit seynen gleyche — wer do gote getrawet, der hot gar wol gebawet — es ist nicht alles golt, das do gleißet — was do hadericht werden wyl, das krummt sich yn ezyten — von fremden hernten sneht man brehte rhyme — er lenger ehner harret, er ferrer her narratsch — y lieber kynt, y grüßer rute — wer do am freitage lachet, der went gern am fontage — gefüger schosse, der gehn vil yn eynen stal — selber thut, selber hot — man darff

den tewsil nicht an dy want molen, her kompt wol vngemolt — man mus die czeit nemen also sie kompt; wirt isz hynnir besser, zo neme wirs ouch — fare schire hns dorff, dy pauper seynt trunken — man irkennit eynen botwm awff seynen fruechten — blind man, arm man — je großer schalk, ye bessir glucke — wenne man das ferkel beuth, so sal man den sag uff halbin — off ganczer harvt ist gut slossen — wer etwas kan, der gneupit seyn — woere liebe aldet nich — dy nacht ist nymandis fruenth — noch großer hicze kynneth gerne eyne plov — schlecht vnde gerecht ist got beheigelich — wer dy weyse kan, der fueret dy mayt hem — vnselde vnd betrubnis lernt wenen. —

Diese Auswahl enthält manchen Anklang für das Heute. Das mag jetzt an die Reihe kommen.

Wortlaut:

A b e n d: Obendrede und Morgarede kumma seld'n überen.

A b e r: Dabr und Wenn macha Kummer.

A c h t e n: Ener achts, der andre verlachts.

A c k e r: Viel Acker, wing Tinger brengt vasse Joahre winger. — Besser ackern und tinga als bata und singa.

A l t e r: Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahre wohlgesinnt, dreißig Jahre wohlgetan, vierzig Jahr fängt's Alter an, fünfzig Jahre stille stahn, sechzig Jahr ein alter Mann, siebzig Jahr ein Greis, achtzig Jahr schneeweiß, neunzig Jahr der Kinder Spott, hundert Jahre Gnad' vor Gott.

A p p e l: Der Appel fällt nie weit vom Stoamm, wie's Schoof watt, ies o is Loamm.

A m t: Das Amt macht satt, aber nicht klug.

A r b e i t: Erst Arbeit und Welt, dann Ruh und Geld.

A r m: Darm sein ies kene Schande, doas trifft die Besta im Lande. Roarte und Roanne macht monche zum oarma Monne.

A r z t: Kopf kalt, Füße warm, macht den besten Doktor arm.

A u g e: Woas is Auge nie sitt, tutt im Harze nie wieh. Auge und Stanne sein Spiegel vom Gehanne.

A u s w e n d i g: Auswendig hui, inwendig sui.

B a u e n: Baun ies 'ne Lust, moancher wees nie, woas es kust.

B a u e r: A echter Bauer kennt seine Dart. Wenn die Bauern nicht wären, käm kein Stand zu Ehren. Leida die Bauern Rut, hot niemand Brut. Ein gesunder Bauer ist mehr wert als ein kranker König. Der Bauer muß den Pflug selbst drücken. Ei der Ormaruh hoan die Bauern kene Schuh. Der Bauer achtet mehr Reichthum, Verstand als 's Maul ei der Hand. Woas der Bauer nie kennt, doas ist a nie. Die Stände in Ehren, der Bauer muß sie alle ernähren! Bürger und Bauern scheiden nur Mauern.

B e i ß e n: Zieh a Hund nich am Schwanze, do watt a dich nie beißa.

B l i n d: Besser eängig als blind! A Blinda farcht sich vo kem Spiegel.

Borgen: Borgia macht Sorgia, Wiedergahn macht sauerfahn.

Brot: Salz und Brut macht Banga rut, Quark allene macht mide Bene. Der Bruttorb hängt ihm sihr huch.

Brechen: Is muß biega oder brecha. Bricht e Ring, bricht die ganze Räte.

Brunnen: Moncher deckt a Brunn' oascht zu, wonn is Kind ertrunka ies.

Busch: Wie du's ei a Busch schreift, schreits wieder raus.

Ding: Gutt Ding viel Weile hoan.

Dorf: Is reicht no Loita, 's is nimme weit eis Durs.

Drücken: Jeder weefß oam besta, wu'n der Schuh drückt.

Edelmann: Dals Adam und Eva spoan, wu woar do der Edelmoan?

Ehe: Ehe bringt Wehe. Willst du gute Eh', greif nicht in die Hüh.

Ehre: Da eene gilt dreißig, da andre a hoalb Schoof.

Einsamkeit: Einsamkeit bringt Traurigkeit.

Essen: Ose Oga wotta uff die Suppe, is Fleisch steckt no im Tuppe. — Vorm Affa hängt mas Maul, noch 'm Affa is ma faul. — Affa har, ich ho Hunger. — Gutttschmede macht Battelsäde. — Is mäkt schunt sachte. — Ich bin ful wie 'n ober Schlesische Karche. — Affa und Trinka is holbe Noahrung, moanher labt derbo. — Ich ho Hunger — Ied Salz, do kriegste Durscht. — Der Holz ward eher ful wie die Oga. — Is hot mer geschmact wie em Moan aus der Stoadt. — Na do säß ma — wenn ma woas hätte, do äß ma. — Besser 'n Laus im Kraute wie gor kee Fleisch. — 's schmeckt mer nie — troas eis Spitol. — War ungewoscha zu Tische sitzt, dann sitt der Liebe Gott sei Laba lang fer a Wistheffa oan. — Is od mit der fünzfinkiga Gvabel. — Suppe macht Wompe, Wompe macht Dasahn. — War de struzt mit der Schlüssel, dam schods am Müffel. — Bleib draußa, mer assa! — Wa ne kimmt zu rechter Zeit, da muß fahn, woas ibrig bleit. — Braucht Euch nie die Zähne wezha, 's ward nie viel zu Affa seha. — Siste beim Affa, do schwiß de, beim Orbeita friersche. — Schmede wie de willst, wenn de nur is Bauchla fillst. — Da lät sichs orndlich gleiche. — Zum Soataffa is zu wing, zum Starba zu viel. — Zum Affa muß ma azugihn, doas ma nie fahlt, zum Arbeita weggihn, doas ma nie hindert. — Alle Tage is nie Arms. — Ich dächte, mer fänga oan, die größta Äßer (Wortspiel) sein do. — Wenn se weedda, do brumma se nie. — A frißt, dos de Zähne mechts Feuer gahn. — Ger, Quork un Butter is a rares Futter. — A is eefältig wie 'n Wertshausuppe. — Da ies aso lang wie 'ne bormherzige Spitoluppe. — Wie zum Affa, so zur Arbeit!

Fahren: Wa gutt schmärt, gutt fährt.

Faul: Müde, matt und krank und a bißla faul demang. Der Faule ies wie die Winterfunne, a gieht schnell under. Der Fleiß hämmert alles heiß.

Feiern: Ma muß die Feste feiarn, wie sie folla.

Liegen: Wa sitt, wu sie fliega, watt bafe gewoahr, wu sie liega.

Frauen: Die Frauen sein die Schlaunen. 'ne gude Fro macht 'nen guda Moan.

Eine Frau ohne Scham, ein Acker ohne Sam'. Fraun ies niemols zu traun.

Früh: War im Hei nie goabelst und ei dr Arnte nie soabelst, eim Herbst nie uffsteht, muß sah'n, wie 's im Winter gieht.

Freund: Der beste Freind ies die Uhr ei der Toasche.

Freude: Wenn enner uf a Freda reit, ies is Leid nie weit. Freude, Mäßigkeit und Ruh schließt dem Arzt die Türe zu.

Gabe: Wa lange froit, gibt 'ne ganne.

Gast: A feltner Goast ies niemanda zur Loast.

Gaul: Einen guten Gaul muß man nicht alle Tage einspannen.

Geduld: Uff'm Buckel hoot viel Bloaz. Kimmste ne heute, kimmste moanne.

Gesundheit: Besser rute Wanga ols Kleider on a Stanga. War gesund ies, ies immer reich. Geld macht niemals gesund.

Glück: Glück stoammt aus Flandern, gieht vo enem zum andern. Glück macht die Loite blind. Hast du Glück, dann erschrick. Hinte mir, moanne dir!

Gold: Was Guld raant, wachsa valle Loster.

Geiz: Der Milde gibt sich reich, der Geizhals nimmt sich oarm.

Gott: Der Himmelsvoater ies der beste Veroatr. Gott gibt Würde und Bürde. Gott gibt die Ruh und o a Strick derzu. Woas Gott sät, doas wächst.

Gras: Aus Gras watt Streu, aus Blumen Heu.

Grau: Wer sich grämt, wird grau. Wa zeitig gro ward, laht lange.

Gunst: Wa hoat viel Gunst, verliert die Kunst.

Haar: Weiße Haare sind schwerer als andere. Rievarn und rute Looden wachsa uff kemm guda Boden. Is Laba hängt on em Hoate.

Hahn: A guder Hoahn watt seldom fett.

Hafen: Woas a Häfla warn wil, ward zeitig krumm.

Hände: Viele Hände macha a schnelles Ende.

Handwerk: Klappern gehört zum Handwerk. Jedes Handwerk lobt den Meister.

Haf: Haf und Neid bringen Leid.

Haus: Man watt aalt wie a Haus und lartn doch nie aus. Erst ans Haus gedacht, dann Hochzeit gemacht. Wa nich denkt oas Haus, trät nischt heraus.

Haut: Aus fremder Haut ies gutt Niema schneida.

Heimat: Woas ioan besser sein oals die Heimat allein!

Heirat: Heiroata ies gutt, nie heiroata ies no bessr. Heiroata eis Blutt tuttt nich gutt.

Herr: Hunde und grüße Harn lohn die Tür uff. Wenn der Herr trinkt, dürsten die Pferde. Neue Harn hoan neue Hoka. Wie der Herr, so 's Gescherr.

Herz: Wenn is Harze brennt, muß der Rupp Woasser hulln. Mit 'm Harze gewinnt ma kee Geld.

Himmel: 's hot halt überoal woas, woas a Himmel hält. Der Himmelsvoater macht ollis wieder gutt.

Hochzeit: Frühe Hochzeit, lange Liebe.

Hochmut: Hochmutt ies doas Timmste, woas du frigt, doas nimmste.

- Hoffen:** Wer viel hofft, täuscht sich oft. Menschenhoffnung ist der Anfang, bei Gott ist der Ausgang.
- Höflichkeit:** Höflichkeit und Sitten sind wohlgesitten. Höflichkeit kostet nichts.
- Hören:** Ma muß viel hiern und wing soan. Woas ma ganne hiert, globt ma ganne. Hiernsoan giet zum Widersoan. War nie wiel hiern, muß fieln.
- Huhn:** Kluge Hinner län fünf Ger uf amol. Keene Henne schorrt imstufe. Sie miet a Hinnern schlofa und stie wieder miet a uf.
- Hund:** Alte Hunde bellen gern. Mit den Hunden ist schlecht heulen.
- Hunger:** Der Hunger kommt mit dem Essen. Hunger ist der beste Koch. Hunger greift nach Brot und kennt kein Gebot. Besser hungrig zu Bette gihn, oals mit Schulden uffstihn.
- Jahr:** Jahre lehren mehr als Bücher. Im Jahre läuft viel Wasser den Berg hinab. Was das Jahr nicht hofft, bringt der Augenblick oft.
- Jeder:** Jeder hat Wasser auf der Mühle.
- Jugend:** In der Jugend denk das Alder. Schönheit verblüht, Jugend entflieht. Jung getan, alt gewohnt.
- Jungfer:** Is sein nie olls Zumfern, die Kränze troan.
- Kaße:** Man darf die Kaße nicht im Sack kaufen. Die Katzen fallen immer auf die Füße. De Koße läßt is Mauße nie. Wenn de Koße nie derheeme ies, hon de Mäuse frei tanza. Woas erspoart der Mund, frist Koße und Hund.
- Kind:** Wenn de Kinder kleen sein, trata se der Mutter uf de Scharze, wenn se groß sein, uft mitta ufs Harze. Schlechte Kinder, schlechte Leute. Je lieber dos Kind, je grisser de Rutte. A gutt Kind kennt seine Elbarn. Gute Kinder, große Freude, böse Kinder, großes Leid. Kinder und Narren sagen immer die Wahrheit. Wer seine Kinder verzärtelt, setzt sie auf einen schlechten Wagen.
- Kirche:** Alte Kirchen haben gut Geläut. Vorbei an Kirche und Schulhaus geht es ins Zuchthaus. War vo der Karche labt, redt vo der Karche.
- Kleid:** Das Kleid macht nicht den Mann. Uba hui, unda fui. In die schönsten Kleider kommen die Motten zuerst. Waas lang hot, läßt's lang hänga.
- Keusch:** Schöne Leute sind selten keusch.
- Klug:** Wer klug ist, hat den Himmel offen. Ein schlechter Kopf, ein armer Tropf. Klugheit und Bescheidenheit treffen selten zusammen. Was man nicht im Kopfe hat, müssen die Beine nachholen. Wer einen Kopf hat, braucht um den Hut nicht zu sorgen.
- Korn:** Man darf das Korn nicht dreschen, wenn es nur Spreu ist. Dem Korn unterm Schnee tut die Kälte nicht weh. Was nützt das Korn, wenn es die Mäuse fressen.
- Küche:** Große Küchen machen arm. Besser ein Sperling in der Küche als eine Taube auf dem Dach. Somt und Seide lösch a Feuer ei der Küche aus. Eigene Küche ist die beste.
- Lachen:** Om viela Lacha erkennt ma a Noarrn.

Laster: Will das Laster haben Ruh, deckt es sich mit Tugend zu. Ein Laster kostet mehr als drei Kinder. Laster sind schlimmer als Ketten.

Leben: Ein Leben in Not ist halber Tod. Wie das Leben, so die Rede. Wer recht lebt, lehrt recht. War mäßig labt, ward ald, war sich ufte füllt, baale starbt. Ma hots nie gutt, ma labt nie schlecht und wenn ma starbt, is no nie recht.

Lehrer: Gute Lehrer, gute Schüler. Zum Lernen ist keiner zu alt.

Leute: Aller Leute Freund, vieler Leute Narr. Alte Leute sehen am besten in die Ferne. Kluge Leut' sind ohne Hochmut und Meid. Tüchtige Leute schüttelt man nicht von den Bäumen.

Liebe: Aale Liebe ruftet nie. Junge Liebe, starke Liebe. Liebe erreicht alles. Liebe ies a groß Feur. Liebe ohne Hoffen wird bald vom Tod getroffen. Was Liebe tut, ist immer gut. Wen die Liebe treibt, ist kein Weg zu weit.

Loben: Kluge hiern sich nie garn loba. Gegalob stinkt, Mupperlob klingt.

Lüge: Die Lüge geht, die Wahrheit besteht. Wer Lust zum Tauschen hat, hat Lust zum Betrügen.

Macht: Wer die Macht hat, hat das Recht. Recht gilt wing, Macht hoots Ding.

Mädchen: Madel, die pfeifa, und Hinder, die krähn, fool ma beeda die Hälse imdrähn.

Mann: Der ist kein Mann, der nicht nein sagen kann. Ein Mann findet überall sein Brot. Ein kluger Mann ist überall willkommen. Wenn im Monne is Weib starbt, do is der Norr fartig. Madel sahn winger uf a Moan, als mehr uf a Bloan.

Mensch: Bu Mensche sein, sein Fahler.

Mißtrauen: Mißtrauen kann nichts Gutes bauen. Mißtrauen ist aller Liebe Feind.

Morgen: Der Morgen grau, der Abend rot, ist ein guter Wetterbot. Nur am Morgen fängt der Tag an. Monne, monne, nur nie heute, sprecha olle faula Leute.

Mücke: Man soll nicht nach jeder Mücke schlagen.

Müßig: Den Müßigen hält der Teufel im Nacken. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Mut: Viel Mut, viel Glück. Mut macht alles gut. Übermut tut selten gut. Dar hoot Arien. A Kenner Moan, a großer Hutt, doas ies a rechter Ibermutter.

Mühle: Ma hiert de Miele klopparn, oaber ma sitt kee Mahl.

Munkeln: Im Dunkeln is gutt Munkeln.

Nachbar: War biese Muppern hoot, muß sich selber loba. Jeder is sich selbst der Nächste. A ginnt im nie de Lust ei a Holz.

Nacht: In der Nacht sind alle Katzen grau.

N a r r: Narren läuten gern. Einem Narren antwortet man nicht. Auch Narren müssen auf der Welt sein. 's hot immer no Tumme, olle Joare fliegt a Kasten aus. Versteck a Morrn glei hinger der Tir, a steckt de Urla doch afir. A ies mit 'm Dämelsacke geschloon. Schickt a Morrn uf a Morfft, do frät sich der Krämer.

N o t: In der Not frißt der Teufel Fliegen. Not bricht Eisen. Je größer die Not, je näher Gott. Not im Haus treibt die Liebe naus. Wer kennt Not, achtet das Brot. Wo nischd ward nischd.

O h r: Tauben Ohren ist schlecht predigen. Man muß mit zwei Ohren hören.

P f e i s e n: Wer gern pfeift, tanzt gern.

P f e r d: Doas sein tumme Farde, die nie frassa, wenn ma se oan de Krippe stellt. Doas Fard, doas a Hoaber verdient, frigt a selden. A Steckasard kufst mehr ols a Reitfard.

P f e n n i g: A Liedla woar gesunga, a Pfennig woar errunga.

P r a h l e n: War wiel proaln, dar muß zoaln.

R a t: Kurzer Rat, guter Rat. Wem nicht zu raten ist, ist nicht zu helfen.

R e d e: A rädrt vo druba runder. Råde ofcht, wenn der letzte vo Brassel kimmt.

R e i c h: Reich und faul liega uft ei em Tuppe. Durch Schoda ward ma kluck, oaber nie reich.

R e i s e n: Wenn Gottes Kinder reisen, scheint die Sonne. Vo Homburg bis no Ritgebittel, do braucht ma keenen Reifseknittel.

R ü h m e n: Jeder rihmt seine Woare.

R u h e: Ruh und Rast is holbe Mast. Besser ruhn als halb und halb tun.

S a a t: Dünne Saat, dicke Ernte.

S a g e n: Wer viel sagt, tut wenig.

S a l z: Wie das Salz, so die Suppe.

S a u e r: Man soll sich nichts sauer werden lassen. Sauer macht lustig.

S c h a f: A Schoof muß bei der Harde blein, just frißt es der Wulf. Geduldige Schoofe gien viel ei en Stoal.

S c h a l k: Jeder Mensch hoot 'n Schalk eim Nacka.

S c h a m: Scham ist keine Schand. Besser geschamt ols gekramt.

S c h e r b e: Scherben klingen nicht.

S c h i m p f e n: Wer schimpft, hat meist Unrecht. Wenn de willst vom ganz a Durse a gruß Packla Schande kriega, mußte beim Forrn is Ufgebieta bestalln; wenn de willst gruß Lob hon, mußte eis Groas beisa.

S c h l a g e n: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Wu zwee Schmiede schloon, ward woos fartig.

S c h u h: Wen der Schuh drückt, ist nicht zu helfen.

S c h w e i g e n: Schweigen is o an Antwort. Schweigen hoot no niemand a gereut.

S c h w u r: Der Schwur gilt soviel wie der Mann.

S e e l e: Wenn alles weg is, hoot de orme Seele Ruh.

- Selbst:** Selber tun is doas Beste. Half der selber. Alleene singa, alleene drascha macht nie lustig.
- Singen:** Jeder singt sein Lied. Viel singa und wing schlinga macht 'n darra Hols.
- Sommer:** Summer ies oß eemol im Joare. Summerstulz kimmt leichte aus 'm Hulz. Gene Schwolbe macht keen Summer.
- Sonntag:** Suntigarbeet gedeiht nie.
- Sorge:** Ohne Sorge keine Freude.
- Sparen:** Vom Sparenichts gehts zum Habenichts. Spar dir etwas vom Munde ab, er braucht nicht alles. War nisch spoart, fährt uff eem Noade.
- Spaß:** Spoaß muß sein beim Begräbnis, lust gieht keener ze Groabe. Spoaß muß sein, und wenn ma a ales Weib kizelt.
- Spiegel:** Neue Spiegel, alte Affen. Wa sich uft spiegelt, is a Noorr.
- Spiel:** 's Noartspiel is Teifels Gebatbuch.
- Spinne:** Spinne am Abend bringt Erquickung und Labung, Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen.
- Stamm:** Wie der Stomm su de Aste.
- Stehlen:** Gemoll gestohln, ollzeit a Dieb.
- Stein:** Da best nie gutt, da uff en Steen best.
- Sterben:** Besser gesturba, ols olls verturba. Wenn a Ormis starbt, jommerts Starbegleckla: Leemteheesla (Leinwand), starbt a Reiches, do klangts: Samt und Seide. Olle starba en Tud.
- Straße:** Groade Stroaßa sein die besta.
- Studieren:** Probiern gieht über Studiern.
- Suppe:** De Suppe kimmt immer heßt uf a Tiesch, wie se gassa ward.
- Tag:** War a Tag hoot, hoot de Nacht. 'm Tage darf ma de Nuga nie ausloichla.
- Tanz:** Ränn dich, wasch dich, puß dich schien, kumm mir warn zum Tanze gihn. Jeder tanzt wie a koan.
- Taube:** Wu Tauba sein, do fliega Tauba zu.
- Teufel:** Gibs har, der Teufel hullt olls wieder.
- Tat:** Nach der Tat kommt oft der Rat.
- Tor:** Toren lasse man ungeschoren.
- Tochter:** Töchter und Gläser machen Sorge. Wenn de wilst de Tochter hoan, sieh der erscht de Mutter oan.
- Trauen:** Erst schauen, dann trauen. Das Vertrauen muß vor der Trauung kommen.
- Trunk:** Wenn der Trunk einkehrt ins Haus, geht der Verstand hinaus. War hoot woas Gebroites, braucht nisch Gebroites. Gim Becher ertrinka mehr Loite als im Meere.
- Tugend:** Wo Tugend ist, ist Lachen.
- Unglück:** Ein Unglück kommt selten allein.
- Unkraut:** Unkraut vertarbt nie. Unkraut fool ma bei der Wurzel nama.

Bergnügen. Wie der Mensch, so sein Vergnügen.

Viel: Viel und wing is ee Ding. War viel hoot, wiel viel hoan.

Weh: Ohne Weh kommt keiner in die Hüh.

Weib: Om Ufa hinger der Helle is de ale Weiberstelle. A bises Weib macht 'n Teifel aus 'm besta Monne. A Weib ohne Moan is der Leib ohne Seele. Es soll keiner ein Weib suchen, der es nicht ernähren kann. Ke Weib ohne Teifel. A häßlich Weib is a schlechter Zeitvertreib. Uf 'm Miste kräht der Hoan, 's Weib is älber wie der Moan. Was 'n Gons und Weiber hott, findet a Geschwuzer stott. Beim Woscha, Puttern und Backa hon de Weiber a Teifel im Racka. Gackert der Hoan, do setzt 's 'n Moan, gackern de Henna, do warn se flenna (Spruch für liebebedürftige Mädchen zu Weihnachten, wenn sie Hühner füttern).

Weile: Eile mit Weile.

Weinen: Der eene flennt, der andre lacht.

Wetter: 's Water kimmt vo Gott 'm Boater und vo Gott 'm Sohn, do wammerich asu Ion.

Weise: Allzu weise is nie gutt. Auf einen Weisen kommen tausend Narren.

Weizen: Monchem bliet der Weze und a weez nie wie.

Welt: Die Welt is manchmol mit Bratarn vernoalt.

Wenig: Mit wenig kommt man aus, mit wenig hält man Haus. Wenig ist oft ein Viel.

Wenn: Wenn das liebe Wenn nie wär, wär moncher Battler a reicher Härr.

Wer das Wenn und Aber erdacht, hat das Gute zum Teufel gebracht.

Wespe: Eine Wespe sticht die andere nicht.

Wind: Wenn der Wind gieht, muß ma wurfa.

Winter: Kee Winter is sicher vor Schnie.

Wirtshaus: Is die Wartin schien, is doas Bier ooch gutt. Wirtshausgehen bringt keinen Segen. Im Wirtshaus hat mancher Gut und Verstand vertrunken.

Wissen: War ollis weez, weez nie viel. Wissen kostet Schweiß. Wer nichts weiß, der vergift nichts.

Witwe: Is de Witwe reich, kommen de Freier gleich.

Wolf: Der Wulf grift kee Schoof. Man darf nicht mit den Wölfen heulen.

Wort: Nicht die Worte, die Taten machen den Menschen. Ein Wort zieht das andere. Gute Worte kosten nichts und heilen manche Wunde. Viele Leute betrügen mit Worten. Viel Worte, wenig Sinn. Ein hartes Wort ist noch kein hartes Herz.

Wunde: Moanche Wunde heelt nicht. Auf kleine Wunden gibt es viele Pflaster.

Zeit: Zeit bringt Rat. Andere Leute, andere Zeiten. Alles zu seiner Zeit. Man muß alles nehmen, was die Zeit bringt. Zeit und Stund kommen aus Gottes Mund. Geld verlorn, wing verlorn, Zeit verlorn, olls verlorn. Die Zeit endet den Bohn. Behüt uns Gott vor böser Zeit, vor Maurer- und vor Zimmersleut.

Zorn: Kleene Tipla kocha leicht ieber.

Zufall: Man soll sich nicht auf den Zufall verlassen.

Zuviel: Allzuviel is ungesund.

Zwietracht: Eintracht mehrt, Zwietracht verzehrt.

Schlesische Ortschaften: Ei Zota hoots grobe Anota. Such mich ei Potschke. Is gibt Gude und Schlechte und Langenbielauer. Gieh ock ei de Bieler Gucke. Enn Teifel hoots, is nie ei Schweinz, do is ei Glook.

Bedensarten und Sprichwörter der polnischen Oberschlesier sind 1858 von Joseph Lompa gesammelt worden. Ein Vergleich mit den vorigen, von mir aus der Gegenwart gesammelten, ist bemerkenswert. Es werden Zeiten und Menschen im Vergleich lebendig. Hier eine Reihe aus dieser kleinen Sammlung: 1. Fange keine Fische vor dem Rege. 2. Trinke keinen Wein, denn du bist arm. 3. Gegen Eigensinn gibt es keine Medizin. 4. Zu spät ist es, im Alter zu wandern. 5. Es ist nicht gut, mit Wölfen zu pflügen. 6. Es giebt keine Rose ohne Dornen. 7. Auf dem Diebe brennt die Mütze. 8. Der läßt sich nicht die Armel abreißen. 9. Nicht ist es Zeit zur Buße, wenn der Tod die Grütze kalt macht. 10. Der Teufel holt den Bösen nicht, denn er ist seiner sicher. 11. Nicht jeder schläft, wer schnarcht. 12. Nicht eingeladene Gäste setzt man unter den Tisch. 13. Rede niemanden zu einer Frau zu, denn dieser Ware wird man überdrüssig. 14. Zieh den Hund nicht am Schwanz, und er wird dich nicht beißen. 15. Zerleinere nicht den Mohn, denn er ist schon vorher klein. 16. Es ist nicht nötig, Dummköpfe zu säen, sie werden von selbst geboren. 17. Gegen jegliches Glück bewahre ein gleiches Herz. 18. Er trägt die Mütze nach der Seite, obgleich er keinen Groschen in der Tasche hat. 19. Auf einen harten Knorrn bedarf es eines harten Reißs. 20. Auf eine dumme Frage gibts keine Antwort. 21. Nicht alle Tage ist der Vorabend von St. Johannis. 22. Verlange nicht nach Fremdem, aber gib das Deine nicht auf. 23. Trinke Gänsewein! 24. Nicht dessen ist der Vogel, der ihn weiß, sondern dessen, der ihn ißt. 25. Hat das Weib keinen Kummer gehabt, hat es sich ein Ferkel gekauft. 26. Mancher stoßert am Fenster Fleisch aus den Zähnen und hat nicht einmal Suppe gesehen. 27. Der Herrgott hat dem Schwein keine Hörner gegeben, denn es möchte gewaltig stoßen. 28. Es schidt sich dies nicht: das Schwein auf gleiche Stufe wie der Hirte. 29. Auf Schlitten ist ein englisches Fahren, aber ein teuflisches Umstürzen. 30. Tagelohnarbeiter sind gleichsam Wölfe. 31. Niemals beschränkt es sich auf ein Unglück. 32. Die Natur zieht den Wolf nach dem Walde. 33. Das Räninchen hat nicht nur ein Loch zur Höhle. 34. Er trägt den Mantel auf beiden Achseln. 35. Nichts nützt die Ehre, wenn in der Kammer die Leere. 36. Wecke den Teufel nicht, wenn er schläft. 37. Laß nicht Holz auf dir hauen. 38. Möge jeder auf sich selbst sehen. 39. Der Apfel fällt nicht weit vom Apfelbaum. 40. Der Fuß unterstützt den Fuß. 41. Der Teufel ist nicht so häßlich, wie er gemalt ist. 42. Nicht auf einmal hat man Breslau gebaut.

43. Aus diesem Mehl wird kein Brot. 44. Auf dem Jahrmarkt ohne Geld, ohne Ware nach Hause. 45. Man muß den Teufel nicht rufen, er kommt von selbst. 46. Richte nicht, und du wirst nicht gerichtet werden. 47. Der verschläft die Birne in der Asche nicht. 48. Nicht aus einem Ofen hat dieser Mensch Brot gegessen. 49. Er hat sich soviel Speise angerichtet, daß er sie nicht auszuessen vermag. 50. Sprich nicht hop! bis du hinübergesprungen.

Mitten in der Gottesnatur, begleitet von Sonne und Wetter, vollbringt der Bauer jahraus, jahrein die Arbeit. Jede Stunde begleitet seine Hoffnung und Sorge. Es ist natürlich, daß er bestimmte fromme Gebräuche beim Säen und Ernten übt, daß er eine lange Erfahrung und Beobachtung sorgsam in seine Regeln legt.

J a n u a r: Tanza im Januar die Mucken, muß der Paur no 'm Futter gucken. Januartruppa, Meapuppa! Ein gelinder Januar bringt Kälte im Februar. Januar muß vo Kälde knacka, wenn die Arnte gutt sol sacka. Wenns im Januar rant, gefrierts im Mai. Fabian, Sebastian läßt a Soast ei die Beeme gahn. Wenn das Getreide wächst im Januar, wächst's schlecht das ganze Jahr. Der kleene Hornig is zornig, hätt a Gewalt wie der Januar, ließ a erfriern Kuh, Vogel und Kolb.

F e b r u a r: Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee. Zu Lichtmeß Sonnenschein, bringt mehr Schnee herein. Is oan Mariä Lichtmeß hell und klar, hoan mir ze assa is gonze Joar. Sunnt der Dachs sich ei der Lichtmeßwuche, muß ar uff vier Bucha wieder zu Luche. Lichtmeß vorbei, Junge febr dich runder vom Hei.

M ä r z: Nasser März ist des Bauern Schmerz. Märzentaub bringt Gras und Laub. Märzentaub ist Goldes Wert. Woas der Marz nie wil, bringt ufte der April. Mazaschnie tut der Sote wie.

A p r i l: A Storm im April schickt ma wuhin ma wil. De Kartoffel spricht: Steckst de mich im April, kumm ich, wann ich will, steckst de mich im Mai, kumm ich glei. Dürrer April is nich des Bauern Will. Sind zum Georgi die Reben noch blind, soll sich freuen Mann, Weib und Kind. Fargatag bringt a Waspersack, un Michel trät a wieder heem.

M a i: 'm Mai is nisch zu gutt, a setzt 'm Zaunpfoahl no a Gutt. Mai kühl, Juni naß, füllet Scheun' und Faß. Servazius und Bonifazius sein zwoe strenge Harnn. Ze Urba do is no nisch gerota und verturba.

J u n i: Wenn kalt und naß der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jahr. Juni is Broachmonat. Peter, Paul und Purzel bricht dam Korn die Wurzel. Wie 's Water is zu Metaradatag, so bleibt's Bucha lang dernach.

J u l i, A u g u s t. Was Juli und August erst kochen, kann keiner braten. Bartolomä, Pauer sä, Egide, Pauer sä wieder, Mariä Geburt, Pauer sä furt. Gundstage hell und floar, bedeut a fruchtboar Joar.

S e p t e m b e r: Am Septemberregen ist dem Bauer viel gelegen. Wer sät nach Michel, braucht weder Senfe noch Sichel.

O k t o b e r: Auf St. Gall bleibt die Kuh im Stall. Uf St. Gallatag muß jeder Appel ei a Saß. Hedewige schneßt's Siß eis Kraut un ei de Ribe.

N o v e m b e r. Bringt Allerheiligen Summer, bringt Martini a Winter. Hoat Martin 'n weiße Boart, is der ganze Winter hoarrt.

D e z e m b e r: Viel Wind, viel Obst; weiße Weihnacht, grüne Ostern.

A l l g e m e i n e R e g e l n: Sonnenjahr, Monnenjahr. Wenn dr Hoan schreit uf 'm Mist, bleibt is Water wie 's is. Auf einen heißen Sommer kommt ein kalter Winter. Is der Winter woarm, wird der Pauer orm. Morgaran und aler Weibertanz tauern nie lange. Obendriete bringt hübsch Water miete.

Noch immer hat das echte Rätsel an seiner Beliebtheit nichts eingebüßt. Noch immer schafft es Freude und Ergözen. Seit vielen Jahren arbeiten freilich unsere Zeitungen und Zeitschriften schon an der Verflachung des Rätsels. Viel Silben und Zeichnungen müssen heute eine arme Seele verstecken. Gespreizte Künstelei gibt sich als Kunst aus. Zweierlei fehlt diesen sogenannten Rätseln: Geist und dichterische Gestaltung. Denn der Witz allein macht noch kein Rätsel. Es ist auch gar nicht der übliche Witz, der im Volksrätsel lebt, sondern es ist das heitere Gemüt, das herrscht. Humorvoll, anschaulich, einfach, in festen, derben Strichen werden die alltäglichsten Dinge umschrieben. Wie karg und kurz mutet uns zuerst so manches Rätsel an: „'s sitzt enner uf 'm Dache und rocht?“ Und doch, welche anschauliche Kraft ruht darin, die sobald alle Hörer zum Raten drängt! Es ist nicht der Gegenstand, der die Schönheit eines Rätsels ausmacht. Die gesamte dichterische Gestaltung ist allein wirksam.

Rätsel waren schon bei den Indern und Griechen heimisch. Rätsel waren auch bei den Germanen die Prüfsteine des Geistes. Das älteste deutsche Rätsel, das allgermanischer Gemeinbesitz gewesen sein muß, ist uns zwar erst um das Jahr 900 in einer Handschrift überliefert. Es ist das bekannte Rätsel vom Schnee, das Christian Gryphius 1692 in seiner „Rätselweisheit“ aus Schlesien neben griechischen in deutschen Reimen anführt: „Es flog ein Vogel federlos auf einen Baum blattlos, da kam die Frau mundlos und fraß den Vogel federlos.“ Bei den Germanen aber muß das Rätselraten längst eine beliebte Unterhaltung gewesen sein. Das beweist schon allein die Edda. Man lese in der Edda: „Der Wala Weissagung“. Als Odin zum Riesen Vafthrudner wandert, werden ihm Rätselfragen vorgelegt: „Wenn du darthun von der Diele deine Gaben willst, Gagnradr, so nenne mir den Namen des Rosses, das herauf dem Geschlechte der Menschen den Morgen geschleppt bringt — — —, und Odin legt dem Riesen, dem „Alles-Wissenden“, Fragen vor: „So sage mir zuvorderst, wenn du Sinn hast, es zu fassen, und es weißt, Vafthrudner, woraus einst, kluger Riese, ihren Ursprung die Erde und der Oberhimmel nahmen?“ usw. So stellt Thor an den Zwerger

Alles Fragen, die alle wichtig sind, weil sie uns so manches aus dem Werden des Rätsels erzählen. Das Rätsel ist aus einer einfachen Frage emporgewachsen. Die Unmöglichkeiten, Antworten auf scharfe Fragen zu geben, boten vielleicht vor uralten Zeiten den ersten Anlaß, daß sich aus den Fragen eine Kunst gestaltete. Dort liegt der Höhlenmensch mit der Familie ums Feuer, das verglimmt. Der Feuerschein umgeistert die wilden Köpfe und die dunklen, nassen Felswände. Merket auf, wie sie sich schon mühen, sich gegenseitig mit dunklen Fragen zu erheitern und zu verstricken! Auch beim Rätsel gibt es ein langsames Werden. Wie sich der Geist aus der Wildnis ringt, so gestaltet sich das Rätsel. Wenn wir allein die Rätselfragen jener Zeiten wüßten, könnten wir die einzelnen Stufen feststellen, die der Mensch unter tausend Ängsten emporklimmt. Als die Funder das Rätsel von der Sonne formten: „Ich habe einen Hirten gesehen, der niemals seinen Fuß auf den Boden setzte und doch kam und ging auf Pfaden, und der zwischen den Wolken rund umgeht, dieselbe und doch verschiedene Straßen wandelnd“, waren sie längst aus der Wildnis heraus. Wir müssen uns immer hinter dem Rätsel eine Zuhörermenge denken. Besonders im Mittelalter. Was wird nicht alles in das Rätselkleid gesteckt! Nicht allein Frage und Antwort, sondern Empfang und Begrüßung, Wettspiele, Werbung und Zustimmung. Die Spielleute, übermütige Wandergesellen, fromme Pilger führen das Wort. Das Haus, die Tanzstube, der Anger sind der Schauplatz. Der Wettstreit der Geister hebt an, man überbietet sich an Wildern. Alles Tatsächliche wird oft umgedreht. Davon erzählen uns die Rätsellieder. Man singt sogar die Rätsel! Wirt und Gast prüfen sich im Wechselgesange. Wir wissen das vor allem aus dem Tragemundsliede, das uns aus dem 14. Jahrhundert aufbewahrt blieb: „Nun sage mir, Meister Tragemund, zweiundsiebzig Lande sind dir kund!“ Nach einleitenden Fragen beginnt dann der Wettstreit: „Was ist weißer denn der Schnee? Was ist schneller denn das Reh? Was ist höher denn der Berg? Was ist finstrier denn die Nacht?“ . . . Mit der sinnlichen Anschauung wächst die Schärfe der Fragen. Das frohe Leben leuchtet auf. Man stellt Fragen über die Minne. Die Menge der Rätsel scheidet sich nach den Ständen: es gibt Jägersprüche, Hirtenreden, z. B.: „Höre, Weidmann, kannst du mir sagen, was hat den edlen Hirsch vor Sonne und Mond über den Weg getragen? wie kann er über den Weg sein kommen, hat ihn weder Sonne noch Mond vernommen?“ Im Liebe gefellet sich das Rätsel auf der Aue zum Tanze. Um der Liebsten Kränzlein wird gestritten. Mit Freude singt der junge Gesell: „Herein tret ich in diesen Tanz, ich hoff', mir werd' ein schöner Kranz“ und grüßt, sich verneigend, die zarte Jungfrau von einem erhöhten Steine aus. Oft fordern die Rätsel Unmögliches. Ein Sieg kann gar nicht durch geschickte Lösung erkämpft werden; es gilt unlösbare Aufgaben durch andere zu überbieten:

Ich weiß mir eine schöne Maid,
ich nähme sie gern zu Weibe,
könnte sie mir von Haberstroh
spinnen die feine Seide.

„Soll ich dir von Haberstroh
spinnen die feine Seide,
so sollt du mir von Lindenlaub
ein neu Paar Kleider schneiden.“

Soll ich dir von Bindenlaub
ein neu Paar Kleider schneiden,
so sollt du mir die Schere holn
zu mitten aus dem Rheine.

„Soll ich dir die Schere holn
zu mitten aus dem Rheine,
so sollt du mir eine Brücke schlagen
von einem kleinen Reife“ usw.

Dann verschlingt sich oft schon hinter Frage und räthselhafter Antwort menschliches Weh, vor allem Liebesgram:

Mein Schatz, wann kommst du wieder,
Herzallerliebster mein?
„Ei, wann 's wird schneien Rosen
Und regnen den kühlen Wein.“

Es schneit ja keine Rosen,
es regnet kein' kühlen Wein;
du kommst schon nicht mehr wieder,
Herzallerliebster mein.

Dann wandern auch Rätsel hinüber in Märchen. Wie überall in Deutschland, führte so auch in Schlesien das Rätsel sein Leben. Von den Rätselliebern und Rätselgesprächen sind uns nicht mehr viele erhalten geblieben. Rätselgespräche gehörten auch zu Hochzeitsbräuchen. Ein derartiges Gespräch gebe ich hier nach den „Schlesischen Provinzialblättern“ vom Jahre 1828/29 wieder:

Jungfer: Mein vielgeliebter ehrbarer Junggesell!

Es ist in unsern Landen nicht Sitten, daß die Junggesellen um das Kränzlein bitten.

Junggeselle: Meine vielgeliebte, tugendfame Jungfer! [versprechen.]

Darum sind die Jungfern also frechen, daß sie tun den Junggesellen das Kränzchen

Jungfer: Ich saß auf einem Raine, ich machte mir ein Kränzlein alleine;
es half mir weder Reiter noch Knecht; mein Kränzlein ist noch nicht gerecht.

Junggeselle: Ich setzte mich wohl gar nahe dabei, ich machte der Gefäße schöne zwein;
ich hoffe, das Kränzlein wird mein eigen sein.

Jungfer: In meines Vaters Garten, da stehen zwei Bieten,
davon habe ich die schönste gebogen, die Nachtigall ist durchgeflogen;
werdet ihr sie mir wieder zurück durchjagen,
so sollt ihr mein Kränzlein von hinnen tragen.

Junggeselle: Ich will mich machen zu einem kleinen Waldböglein,
ich will mich schwingen in die Luft hinein;
ich will sie wieder zurückjagen und werbe das Kränzlein von hinnen tragen.

Jungfrau: In meines Vaters Garten, da steht eine Pappel, daran hangen drei goldene
werdet ihr mir den untersten und obersten rühren an, [Tropfen;]
den mittelft lassen stille stahn,
so könnt ihr mit meinem Kränzlein von hinnen gahn.

Junggeselle: In meines Vaters Stalle, da steht ein Rappen,
denselben will ich satteln, ich will reiten unter die Pappeln;
ich will den obern rütteln, den untersten schütteln —
ich hoff, das Kränzlein wird stehn auf meinem Hütteln,

Jungfrau: Was ist weißer als der Schnee? was ist grüner als der Klee?
was ist schwärzer als die Raben? was ist tiefer als die Graben?
was ist stolzer als die Knaben?

Junggeselle: Der Tag ist weißer als der Schnee, die Raute ist grüner als der Klee,
die Feder ist schwärzer als die Raben, das Roß ist stolzer als die Knaben —
jetzt will ich das Kränzlein haben.

Jungfrau: Schwarze Saat auf weißem Acker steht bisweilen dick und wacker;
rat mir das, und noch so viel, so steht das Kränzlein nach eurem Will.

Junggeselle: Wenn ich wär' ein gelehrter Mann und sollt über denselben Acker gahn,
so wollt' ich wissen, was drauf stahn, und ich will gleichwohl das Kränzlein han.

Jungfrau: Ich ging spazieren über grüne Au, ich wand mir ein Kränzlein grün und blau;
ich wand es mir um, ich wand es mir ein —
drum muß das Kränzlein ja meine sein.

Junggefelle: Ich ging spazieren nicht weit vorbein,
Das Kränzlein gefiel mir von Herzen fein;
ich hoffe, es wird bald meine sein.

Jungfrau: Werdet ihr mir erschwingen, wie die kleinen Walddöglein singen,
so sollt ihr mein Kränzlein von hinnen bringen.

Junggefelle: Einer singt grob, der andre singt klein (= fein),
ich hoff', das Kränzlein ist mein.

Jungfrau: Was ist härter als ein Stein? was ist geschwinder als ein Pfeil?

Junggefelle: Das Menschenherz ist härter als ein Stein,
und die Gedanken sind schneller als ein Pfeil;
gebt mir das Kränzlein in aller Eil.

Jungfrau: Was ist heißer als ein Brand?, was ist größer als die Schand?
was ist schwerer als der Sand?

Junggefelle: Das Blei ist schwerer als der Sand, die Wahrheit ist heißer als der
die Gnade Gottes ist größer als die Schand. [Brand,
Schenket das Kränzlein dem Junggesellen zu Ehren dem ganzen Vaterland.

Jungfrau: Mein Kränzlein ist euch viel zu schlecht und noch dazu auch nicht gerecht.

Junggefelle: Mein Haupt ist mir gar glatt und schlecht; das Kränzlein ist mir schon
gerecht.

Jungfrau: Da habt ihr die Kränzlein beide, und traget sie mit großer Freude.

Ihr habt sie wohl von mir erbeten und kommt so sauber hergetreten.

Gott gebe dazu seinen Segen, daran das meiste ist gelegen. —

Junggefelle: Also meine vielgeliebte Jungfer!

Ich tu mich freundlich bedanken mit den Schwaben und Franken;

und wenn ihr werdet kommen in mein Vaterland,

so will ich mich machen mit euch bekannt;

will lassen decken Tisch und Bänken,

den Met und kühlen Wein will ich euch schenken,

daß ihr sollt meiner gedenken —

wird es gleich aus einem kleinen Wasserbörnlein mit meiner Hand geschöpft sein.

Hier nun die meist in den Bergen gesammelten Volksrätsel:

1. Es läuft über's Wasser und wird nicht naß? (Sonne.)
2. 's hot Auga und guckt nich? (Suppe.)
3. Welcher Fuß steht zu dreien, läuft ohne Strümpfe und ohne Schuhe?
(Dreifuß.)
4. Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? (Weil er es aus-
wendig kann.)
5. Welcher Buchstabe steht in der Mitte im ABC? (B.)
6. Is liegt uff 'm Tenne und funkt wie 'ne Henne. (Leinsamen.)
7. Gepumpelt, gerumpelt, gefitschelt, gefatschelt, und wenn's Gepumpelte, Ge-
rumpelte, Gefitschelte, Gefatschelte ni weter koan, muß fanga weder vo woanna
oan. (Waschbrett.)
8. Is kroabilt und woabilt im Bauche und schlät mit Flügeln wie a Vog'l.
(Butterfaß.)

9. Wieviel Buchstaben stecken in der Bibel? (Fünf.)
10. Wann kann man Wasser in Sieben tragen? (Wenn's gefroren ist.)
11. War koan zahn Moal joan: Harr Pumpoan mit d'r Noase? (Niemand kann es mit der Nase sagen.)
12. Uba und unda, ei d'r Mitte gebunda. (Reisiggebund.)
13. 's stiet uf der Mauer, ruft Kenig und Bauer. (Glocke.)
14. 's fricht durchs Haus, oaber 's troampelt nich. (Rauch.)
A Toal vul, a ganzis Land vul, und doch keene Hand vul. (Nebel.)
15. Sit ma's schunt, do läßt ma's liega, sit ma's nicht, do hebt ma's uf.
16. Dar's macht, braucht's nich, dar's kauft, will's nich, dar's braucht, weiß es nich? (Sarg.)
17. 's ward Kenner, wenn ma derzu tut, und größer, wenn ma dervo nimmt? (Loch.)
18. Zwelf Brider stien beisonmma und kenne koan furt. (Speichen im Rad.)
19. Vier Brüder laufen hintereinander und kriegen einander nicht? (Die vier Wagenräder.)
20. Er läuft auf dem Kopfe und wird von allen Leuten getreten. (Schuhnagel.)
21. A leet a ganza Tag und kimmt nich zum Flecke. (Perpendikel an der Uhr.)
22. Zweene sitzt uf 'm Dreibein und zarrt vom Birbein? (Milchmagd.)
23. Vom Vater und von der Mutter das Kind und doch keines Menschen Sohn. (Die Tochter.)
24. Es ist meiner Mutter einziges Kind und doch nicht mein Bruder oder meine Schwester? (Ich selber.)
25. Den Bauch voll Stein, was mag das sein? (Hagebutte.)
26. Es hat Augen wie eine Katze, einen Kopf wie eine Katze, vier Beine wie eine Katze, einen Schwanz, einen Buckel, die Zähne wie eine Katze und ist doch keine Katze. (Kater.) Dasselbe wird auch vom Pferde zum Katen aufgegeben.
27. Ein Müller ging in die Mühle. In jedem der vier Winkel stand ein Sack, auf jedem Sack saßen vier alte Kater. Wieviel Füße waren in der Mühle? (Zwei, die vom Müller; die Katzen haben Pfoten.)
28. 's is wie a Foß, stellt 's runder, koans kee Mensch mee macha. (Ei.)
29. Es ist vom Leben und hat doch kein Leben, kann aber jedem Antwort geben? (Schreibfeder.)
30. 's leest und leest und leit immer 'm Bette. (Bach.)
31. Ich muß den ganzen Tag spazieren und ebenso die Nacht spazieren, will ich nur ruhn 'nen Augenblick, so nimmt mein Herr mich im Genick. (Uhr.)
32. Gickerla, Gackerla, flug ib'r'sch Ackerla. Wie die heße Sonne schien, ging Gickerla, Gackerla wieder heem. (Schnee.)
33. Is hot 'nen Goarta mit lauter weiße Voatta, is rant nie nei, is schneit nie nei, und doch is immer noaß. (Mund.)
34. 's sitzt enner uf 'm Dache und roocht. (Schornstein.)

35. 's stiecht uff'm Acker und hält sich wacker, 's hot siba Häute und beßt oalle Leute.
(Zwiebel.)
36. 's hängt oa d'r Wand, hoot zwee Schnita ei d'r Hand. (Schere.)
37. Ich rufe zum Essen und esse nichts, ich bin getauft und doch kein Christ; an's Stehlen hab' ich nicht gedacht, und hab' es doch zum Hängen gebracht.
(Locke.)
38. Woas fir a Voart wächst nich? (Schlüsselbart.)
39. Wie kommt der Floh nach Amerika? (Braun.)
40. 's gibt eine Krone, die kann kein König aufsetzen. (Baumkrone.)
41. Warum läuft der Hase über den Berg? (Weil er nicht durch den Berg kann.)
42. Wie weit läuft der Hase in den Wald? (Bis in die Mitte.)
43. Welcher Knecht kriegt keinen Lohn? (Stiefelknecht.)
44. Was macht die Gans, wenn sie auf einem Beine steht? (Sie hebt das andere in die Höh.)
45. Wie kann man drei Eier (Apfel) unter drei Leute teilen, daß jeder ein Ei bekommt und doch noch eins auf dem Teller liegen bleibt? (Der Dritte bekommt den Teller samt dem Ei.)
46. Doo nei ging ich, und do naus koam ich, sechs Labendige aus em Tuta noam ich, und d'r Siebente macht mich frei, roat amol, woas sol doas sein?
(Auf einen Gefangenen, der in einem Kerker schmachtete. In einem Totenkopfe fand er ein Nest mit sechs jungen Vögeln. Der alte Vogel entwischte ihm und zeigte dem Gefangenen den Weg in die Freiheit.)
47. Warum hüpfst der Sperling über den Weg? (Weil er auf die andere Seite will.)
48. Warum kann man einen Hund nicht abmalen, der sich freut? (Weil er mit dem Schwanz wedelt.)
49. Was ist stärker als Gott, schlimmer als der Teufel; die Toten essen's, und wenn es die Lebendigen genießen, werden sie zu Toten? (Nichts.)
50. Wien, Berlin und Kopenhagen, wie schreibt sich das mit drei Buchstaben?
(Das.)
51. Sag an, mein Kind, so rauh der Wind, Rösslin, Stettin vier Städte find.
(Sagan, Sorau, Rösslin, Stettin.)
52. Osterblücher, du Musterbeen, o Meglaubeen im Verderbeen? (O Sterblicher, du mußt sterben, ohne Glauben, im Verderben.)

Wer die vielen Gebräuche kennt, die seit alters her noch immer geübt werden, wird wissen, wie sehr sich gerade das Volk auch mit der Tierwelt beschäftigt. Alle die Züge, die aus den dichterischen Verklärungen hervorschauen, sind nicht allein Zeugnisse für die scharfe Beobachtung des gesamten Tierlebens, sondern noch mehr Beweise für die seltene gemüthvolle Theilnahme und seelische Erfassung aller Natur, die um den Menschen lebt und webt. Für den

Menschen, der mitten in der Natur lebt, ist jeder Klang, jedes Rauschen, jedes Wachstum, jedes Tier eine Offenbarung der großen Gottheit, die die Welt regiert und erhält. So wird die gesamte Natur mit allen Einzelwesen, den Blumen, den Bäumen, den Haustieren, den Vögeln beseelt. Alles ist verschlungen mit dem Leben und dem Schicksal des Menschen. Die Vogelwelt mußte schon frühzeitig zum Volksgemüt sprechen. Noch mehr als das äußerliche Gewand, die verschiedenartige Gestalt, der Flug der einzelnen Vögel, war es doch gerade der Vogelruf, der die Anteilnahme des Volkes erwecken mußte. Zahlreiche Vogelrufe sind so auffallend, daß man sie gar nicht überhören kann. Mit gewissen Vogelrufen verband man bald bestimmte Anschauungen. So war es schon im Altertum der Fall. Wenn im Frühjahr die Kraniche mit lautem „krüh, krüh“ durch die Lüfte zogen, glaubte der griechische Landmann darin die Aufforderung zum Pflügen des Acker zu hören. Die schluchzenden, wehmütigen Töne der Nachtigall gaben zu der ergreifenden alten Sage den Anlaß, daß sich hinter diesen Tönen ein Mensch, eine gramgebeugte Mutter, verberge, die aus Irrtum ihren Sohn tötete und nun ihren unstillbaren Schmerz in die Lüfte schreit. Wie die Alten, hört der Schlesier Gram und Kummer aus dem Gesange der Schwalbe heraus. An den Gang des Schwalbengesanges lehnt sich der alte Volkspruch an:

Wenn ich fortzieh, wenn ich fortzieh,	wenn ich wiederkomm, ja wiederkomm,
sind die Kisten voll,	ist alles verzehrt.

Den hat Rückert in seinem Gedicht verwendet. Dieser Spruch war einst über ganz Deutschland verbreitet. Viel bekannter ist der Ruckruf, der im Frühjahr aus dem dichten Walde herausfällt. An ihn knüpfen sich abergläubische Vorstellungen: er deutet die Zukunft. Was niemand weiß, sieht der Ruck voraus. „Das weiß der Ruck“ ist eine vielgebrauchte volkstümliche Redensart.

Viel beachtet wird der Schrei der wilden Gans; sie ruft langes Leben, Unsterblichkeit auf die Erde herab: „Du la — abst, du la — abst!“ So hört man noch von alten Leuten sagen, daß sie nicht gestorben seien, sondern mit den Graugänsen fliegen und schreien. Die Grasemücke oder der Fliegenschnapper ist ein Freund der kleinen Kinder. Wenn der Vogel um die Fenster fliegt, ruft er in die Stube hinein: „Brüderle, Brüderle, schläfst de?“ Eine menschliche Stimme voll besonderem Wohlwille wird gern im Volke mit dem Sange der Lerche verglichen. In Österreich-Schlesien singt die Lerche: „Meine Mott'r hoot siewe, siewe Töchter, f' hoan oalle siewa grüße Noasälcher, sihr weit, breit, tief, tief, tief!“ Der Spatz ruft dagegen nach seiner groben Art: „Schelm! Schelm! Schelm! Scham dich! scham dich! Stiht baim Waetz (Weizen).“ Nicht viel höflicher ist der Star, wenn er von den Kirschbäumen herunterpfeift: „Spitzbube, schau, schau!“ oder „Gih du, gih du!“ Am bemerkenswertesten aber ist die Betrachtung der Auffassung des Vogelrufes dort, wo zum sprachlichen Ausdruck noch der musikalische hinzutritt. Einfache Tonfolgen reizten zur Nachahmung. Beim Finkenschlage kennt man wohl eine sprachliche Nachahmung: „rrrreit — zu“, aber die musikalische fehlt meist aus naheliegenden Gründen. Die Kohlmeise singt: „Sitzvogel, Sitze-

vogel.“ Schon in früher Morgenstunde fängt die Goldammer oder Guldoalmer, wie sie meist in der schlesischen Mundart bezeichnet wird, an zu pfeifen. Ihr Ruf lautet im Frühjahr und im Sommer: „s 's 's 's 's noch früh!“ Im Herbst ruft sie dem Bauer eindringlich auf dieselbe Weise zu: „Bauer, Bauer, säh frih, säh frih, säh a Karnla fir mich miet.“ Die Goldammer bleibt auch im Winter bei uns. Da wandelt sich ihr Ruf zu der jammervollen Bitte: „Bur, Bur, Bur, ein Korn!“ Eine gute Meinung hat der Landmann allezeit von der Wachtel. Wenn der scharfe Klang der Sense durch das Korn sirrt, ermahnt sie alle zu fleißiger Arbeit, deren Anstrengungen sie kennt. Sie verherrlicht dem Menschen mit ihrem Schläge die sommerlichste Natur der heimischen Gefilde, wenn sie ruft: „Büd' den Rück! Büd' den Rück!“ Einer der gerngesehenen Vögel ist der Pirol, der sich im dichtesten Laube der Gebüsche versteckt. Zur schönen Jahreszeit, wenn die Kirichen reif sind, erschallt den ganzen Tag über die überaus neugierige Frage: „Sein die Rascha valle sihr rut?“ Die Lerche dagegen singt das Jahr hindurch: „Bauer mitt mich, Bauer mitt mich!“ Dieser Vogel läßt sich sehr selten sehen, bleibt aber durch und durch ein Spaßvogel. Sieht er einen Mann mit einer Kanne zum Wirtshause laufen, ulkt er als alter Menschenkenner aus dem Walde heraus: „Bier hull'n, austrinka, mehr hull'n!“ Dieser stolze Herr weiß, was auf dieser Erde nottut. Er selbst liebt freilich das Essen mehr als das Trinken. Im Herbst pfeift er ganz besonders gehässig den Hütajungen Schimpfnamen auf die grüne Weide hinaus, unter denen „Dreckbub“ noch der einfachste ist. Daß ihm die Hütajungen ob solcher Schimpfnamen nicht grün sind, versteht sich von selbst.

Eintönig erschallt der Ruf des Wachtelkönigs (Wiesenquarre, Grasemagd, faule Magd) in den Abend hinein. Wenn der Knecht heim schreitet, sucht ihn die Grasemagd mit den einschläfernden Liebestönen zu locken: „Knächt! Knächt! Knächt!“ Wenn die Magd neben dem Knecht schreitet, wird der Ruf eifersüchtig und eindringlich: „Ga! Ga! Ga!“ Wenn im Winter die Flocken in die Einsamkeit wirbeln und der Rauch in den kalten Himmel steigt, schreien die Krähscharen durch die Lüfte: „kaakt! kaakt! kaakt!“ oder: „haar! haar! haar!“ (her damit!). Die Krähe gilt im Volksglauben als Unglücksvogel; ihr Ruf wird nur mit Mißbehagen gehört. Dasselbe gilt vom Schrei der Gule, vor allem vom Steinkauz. Durch seinen Ruf ist der Steinkauz der „Totenvogel“ geworden. Erklärlich wird dies, wenn man bedenkt, daß dieser Vogel von erleuchteten Fenstern angelockt wird und dann von einem nahen Gebüsch seinen Ruf erschallen läßt. In der Nacht schläft alles auf dem Lande, nur die Kranken brennen Licht. Erschallt nun der klagende Ruf: „Komm' mit! Komm' mit!“ deutet das Volk diese Laute auf den Kirchhof und das Jenseits.

Gewiß hat der Ruf der größten Gule, des Uhus, Anlaß zur Sage vom wilden Jäger gegeben. Im Frühjahr, zur Balzzeit, stößt der große Vogel unheimliche Töne aus. Wer diesen Ruf jemals in einem großen Walde hörte, erzählen Jäger, wird vom Grauen erfaßt.

Es gibt im Volke viele witzige und gescheite Köpfe, die die Vogelstimmen bis zur täuschenden Ähnlichkeit nachahmen. Es geschieht dann meist durch Pfeifen. In Österreich - Schlesien ist folgender „Finkengesang“ gebräuchlich: „Ich meicht schon gan früh-schteife, 's is mer oaber noch gor zu schir.“ Dort wird auch der bekannte Schwalbenschpruch gesungen: „Wenn ich fuet tu, wenn ich fuet tu, is Schoup oan Schaen vul Hä; wenn ich wiederkumm, wenn ich wiederkumm, is nisch, woas laares Gesperr.“ Wie innig der Schlesiener das gesamte Leben der Vögel erfaßt und verklärt hat, zeigen in weitem Umfange Lieder wie „Die Vogel-hochzeit“, „Der Kuckuck als Liebesbote“.

Aberallhin ist heute die Maschine gedrungen; auch in den verschwiegensten Waldorten brummt ihr gleichförmiger Gesang. Mit ihr wird auch im Bauernhose manch Stück alter Dichtung ausgelöscht. Der schwere Klang der Dreschflegel erschallt nur noch selten, und Tausende wachsen heute schon auf dem Dorfe auf, ohne es von der Tenne jemals herüberzingen zu hören: kum zum zichta!

Der alte Klang der Dreschflegel war freilich lustiger, seelenvoller als das unbestimmbare und undeutbare Geseur der Maschine. An ihr steht der Mensch heute schweigsam und verlassen. In dem Klange der Dreschflegel aber liegt wahrhaftige Musik, allen verständlicher Takt, die Flegel klopfen den schönsten Walzer von dem Tenne herunter, singen in die Küche der Bauernfrau hinein, rufen in das Dorf hinüber, geben den Dreschern oben auf dem Berge und unten im Tal Antwort und stärken und ermuntern zur Arbeit. Die ist recht anstrengend; denn beim rechten Flegeldreschen wird sie schon beim matten Laternenschein auf dem Tenne begonnen und dauert bis zur anbrechenden Nacht. Oft war es üblich, daß sich Bauern gegenseitig halfen. Ein einzelner kann hier nichts schaffen; denn Takt und Arbeit spielen eine Rolle.

Wird zu zweien gedroschen, tut Hilfe not: kummt halst! oder: sticht uf! Bei dreien klingt es schon lustiger: kocht Fleeesch zu!

Wenn aber vier gelübte Drescher die Dreschflegel schwingen, entsteht die schönste Polka: a) kum zum zichta! b) Kucha bada! c) Imm'r feste! d) Kocht Mooschfleeesch o!

Das Fünferdreschen ist mit Bitternis verknüpft: a) Gulzäppelpappe, b) die Moat ies no frank!

Vielfestiger geht es her, wenn sechs im Takte dreschen. Dann klingt es nebenbei aus dem wirbelnden Walzer: namt a Boof beim Schwanze!

Sechs Personen bezeichnen für Schlesien die Höchstzahl. Kommen mehr Drescher zusammen, werden Gruppen gebildet. Immer, wenn ein Gang begonnen wird, spricht der Vordrescher den Reim vor, um in allen Herzen den Takt schnell lebendig zu machen. Durch die Reime werden auch die Neulinge in die verschiedenen Taktformen der recht schwierigen Arbeit eingeweiht. In den schlesischen

Bergen habe ich oft beobachtet, daß die Reime in einem melodischen Tonfall vorgetragen wurden; z. B. bei zwei Dreschern eg | eg |. Bei dreien wurde vor-
 gesungen eff | eff |. Die Tonfolge kann innerhalb derselben Taktart wechseln.
 So klang es bei 4a) ggge | ggge | 4b) ggee | ggee | 4c) cceg | cceg |
 4d) cfff | cfff |.

Auf was die Verschiedenheit der Tonfolge im gleichen Takt zurückgeführt
 werden muß, ist schwierig zu sagen; der zufällige Takttschall einzelner Flegel kann
 die Änderungen bedingt haben. Der Takttschall legt die Betonung fest; nach dem
 natürlichen Klange der Arbeit wurden die Reime gebildet. Bei 4 a z. B. liegt die
 Betonung bei 1 und 3, bei 4 d aber bei 2 und 4.

Aus der Arbeit, die ihren Ursprung in Körperbewegungen hat, sind die
 Reime hervorgegangen und dienen dann zur Regelung des Taktes. Die Dresch-
 reime sind ein Beispiel dafür, wie die Arbeit zur Quelle der Volksdichtung
 werden kann.

 Es gibt in Schlesien zum Glück noch alte, gute Schenken, trauliche
 Zufluchtsstätten, in denen man dämmerheimliche Stunden verleben kann.
 Es sind Hochstätten schlesischer Kulturgeschichte und schlesischer Gemüthlich-
 keit. Schon mancher Einsame ist dort mit Gott und der Welt zufrieden geworden.
 Erquickt sich doch hier nicht nur die Zunge, sondern auch Auge und Herz. Die Seele
 findet Ruhe und Frieden bei einem kühlen Tropfen am hölzernen Tische. Sie wird
 nicht gereizt von der unbarmherzigen Helle weißgebedelter Tische, von befrachten
 Kellnern, die alle Schatten scheuchen. Es ist noch Leben im Raum, in jedem
 kleinen Winkel. Alles Leben ist nicht bloß Licht, sondern Licht und heimliche
 Schatten. Ich wünschte, es würde einst ein schlesischer Führer der alten Trink-
 stätten herausgegeben, damit jeder Wanderer sogleich wisse, wo er den lauten Tag
 vergessen und träumen kann, wo er nicht den größten Mißhandlungen des Auges,
 das Goethe den „gewaltigsten Sinn“ des Menschen nannte, ausgesetzt ist. Lebe
 auf, alter schlesischer Kratjschim mit der großen Schnupstabaktdose auf dem Tisch!
 Leider haben wir gar nicht mehr allzuvielen halbdunklen Winkel, da einsame Lichter
 der Ruhe und Beschaulichkeit den einsamen Gedanken leuchten.

Wer nach der schlesischen Hauptstadt kommt, darf nicht am Rathause, dem
 schönsten Kleinod der Stadt, vorübergehen. Trotz der vielen Ecken, Türme und
 Erker findet jeder schon einmal den Eingang in die Unterwelt des Schweidnitzer
 Kellers. Die Menschen trugen den Wanderer einst selbst hinunter, und die
 Stufen gaben ihm gleich mancherlei Warnungszeichen für die Rückkehr. Das
 über dem Eingange thronende steinerne Bild zeigt einen vom Biere heimkehrenden
 Chemann, dem der Pantoffel der Frau winkt. Draußen nist ein Bär Wasser,
 drinnen schäumen die Biere, „dampften“ die Würstel. Das Heute klammert sich an
 das Einst. Wer dann langsam die Stufen wieder in die Oberwelt hinauffsteigt,
 bereut es nicht, vielleicht das Mondenlicht glänzend auf der Stauensäule zu sehen.

Ehemänner schlagen sich gewöhnlich durch den westlichen Eingang in das Freie, weil das Sinnbild über dem Eingange sie für den Heimgang verstimmt.

Wer noch die Tageshelle draußen antrifft, kann zur Befestigung der Stimmung sogleich den alten Breslauer Kretschmereien einen Besuch abstatten; vielerlei nahe Wege führen in den „Walfisch“ auf der Messergasse, in das „Bernhardinerbräu“ auf der Breitestraße, zum großen „Meerschiff“, ins „Grenzhäus“ auf der nahen Nikolaistraße, da bedürftige und hitzige Gemüter einst Weizenbier eingekauft erhielten. Das „Dombräu“, die „Drei Kronen“, das „Weiße Haus“ und die „Schwarze Krähe“ samt dem „Goldnen Hecht“ in der Nähe des dreispießigen Gabeljürgen, der „Grüne Pollack“ sind alte berühmte Stätten. Alle diese Brauereien und Gebräue dröhnen vor Vergangenheit. Der „Birnbaum“ auf der Breitestraße keimte schon im Jahre 1290. Der hochwohlwollliche König Wenzel hat 1390 die Breslauer Kretschmerinnung selbst mit einem „Privileg“ beehrt. Es war gar nicht so leicht, in die Innung hineinzuspringen. Hier die Bedingungen: einwandfreier Lebenswandel mit ehelicher Geburt und dazu ein „eheliches Weib“! Es hat einst Bierkriege in Breslau geregnet. Die damalige hohe Geistlichkeit kostete gern in der Fremde; 1381 nahm ihr der Rat eine Reihe Fäßchen „Schweidnitzer Bier“ fort. Wie er es verwendete, ist nicht berichtet. Aber die Geistlichkeit war damit nicht zufrieden, der Bann flog über den Rat und das Interdikt über die Stadt. Die Glocken läuteten nicht mehr. Der Zorn kochte so heiß, daß ihn sogar König Wenzel, der 1381 in seiner Burg zu Breslau weilte, nicht lindern konnte. Er ließ das Domviertel umsonst durch seine Soldaten plündern. Der Papst mußte eingreifen. Und 1444 brach schon wieder ein Bierkrieg aus!

Von 1500—1700 war die Blütezeit der Breslauer Kretschmereien. Damals ist das Breslauer „Schöpsbier“ hochbekannt. Von Breslau bis Leipzig war kein Wirtshaus an den Straßen, das nicht auf Schöps hielt, ja zu Nürnberg selbst konnte man es schlürfen. Im Inneren hat manches der alten Herrlichkeit weichen müssen. Um 1830 waren die Wände der Kretschmereien noch bis zur halben Höhe mit Holztäfelung bekleidet, auf dem Sims standen Kupfer- und Tonkrüge, Bauernsteller. In den Wandblakern fladerten abends die Kerzen unruhig umher. An der Seite stand die große Tonne mit dem blanken Hahne, die größte Freude aller Zecher. Darüber Trinkgefäße. Wirt und Wirtin thronten in einem Umbau, das mit dem Wappen des Kretschams geschmückt war. Einst wurde auch „Bitterbier“ geschenkt; von einem Soldatentwachtmeister hören wir, daß er zu seinem Geburtstage allein zum Frühschoppen 36 Literflaschen vertilgte und noch aufrecht stand. Herrliches Gut war das Bitterbier gewiß nicht. Man erzählt, daß ein Trinker daran schwer verwundet darnieder lag. Sein Blick fiel in seinen Schmerzen auf das verzerrte Antlitz eines Schächers am Kreuze. „Ach, du Armer,“ rief der Trinker aus, „du hast gewiß Bitterbier oder Grottkauer getrunken“ und drehte sich seufzend auf die Seite. „Grottkauer Schächerbier“ war lange Zeit gefürchtet, das Breslauer, Schweidnitzer, Hagnauer, Brieger Bier aber berühmt. Durch eine

lange Stange, die man zum Kasser hinaussteckte, wurde der Ausschank angezeigt. Schweinichen schreibt: „Den 15. Februar 1602 habe ich am Lübenischen Bier die Gicht ertrunken, daß ich übel anheim kommen konnte, daran ich große Marter bis in die vier Wochen erlitt und hab also weder stehen noch gehen mögen, will mich hinfüro vor dem Lübenischen Bier hüten.“ Wegen der Bitternis wenden wir uns hinaus in das weite Land.

Wie alt auch immer die Stadt sein mag, das Dorf ist tiefste Vergangenheit; es weht uns dort heimatlicher entgegen. Wandern wir nach Süden, treffen wir auf das schlesische Bergland, das reich an alten Schenken ist. Ein Zecher, der Zeit und etwas Geduld hat, kann hier an der Oberquelle anfangen und im Isergebirge wohlgenut landen. Die hölzernen Bergwirthshäuser grüßen überall; mancher Kretscham lugt traulich aus dem Walde heraus. Großmäulig, prokzenhaft, ohne Eigenheit ist allmählich in seinen Schenken — sie nennen sich Bauden, sind aber ganz den „Restaurants“ in den Städten nachgeahmt — das Riesengebirge geworden. Dem gehen immer mehr stille Wanderer aus dem Wege. Dringlich winken andere Bergländer. Hochgesegnet sind die stillen Grenzgaue. Man gibt da gleichsam den Brüdern in Oesterreich die Hand, und gottlob sind die Bergrüden dort oben so breit, daß ein Zecher unverzagt dahin wandeln kann. In den alten, einstöckigen Gasthäusern in freier, frischer Luft kann er Raum, Welt, Zeit vergessen. Doch die Straßen nach Oesterreich sind alle abschüssig. Noch abschüssiger ist der österreichische Grenzwein. Wer sich mutterseelenallein zu ihm setzt, bleibt selten lange allein. Schon bei der zweiten Flasche findet sich lustige Gesellschaft, und bei der dritten fängt alles an, sich langsam zu drehen. Drum ist es gut, auf österreichischen Landstraßen ohne Ende das Lied vor sich hin zu singen: „Immer langsam voran.“ Reich sind diese fröhlichen Bergnester an der Grenze noch mit Inschriften geschmückt. So fand ich in einer Schenkstube auf der Straße nach Braunau an allen Wänden die anfeuernde Rede: „Immer lustig, lustig, is Geld ward rustig.“ Es gab noch kein Papiergeld. Und daneben thronte überall die göttliche Gewißheit: „Is hot's a no!“ was ein Getreuer aus Berlin in das Neuhochdeutsche übersehte: „Paulus schrieb an die Korinther, trinket wie die Birstenbinder.“ Bei der großen Anzahl der Schenken ist es nicht möglich, sie alle mit Namen zu nennen. Sie müssen nach Eigenschaften und Landschaften zergliedert werden. Wer vom Gebirge heruntersteigt und wieder Gewölbe sehen will und genug hat von allem Bergholze, darf nimmer verfehlen, die Vorlandschaft von Ratibor bis nach Görlitz hin abzugrasen. Leider können wir, wie es in Thüringen, in Sachsen möglich ist, nicht Wege angeben, auf denen die größten Geister gewandelt sind. Nichtsdestoweniger ist hier unten die Lebensweisheit der Zecher tiefsinniger, wie die Wirtshausdächer hochgegiebelter sind. Es trinkt sich doppelt gut im Schatten einer Weltweisheit, die im „Grünen Gatter“ prangt: „Trink, daß dir die Nase glänzt hell wie ein Karfunkel, hast du eine Leuchte dann in des Daseins Dunkel.“ Hieraus wird jeder Wassermönch und Simonadenapostel ersehen, daß eine rote Nase nicht zum Spott in der Welt steht, sondern

Lebensweisheitliche Bedeutung hat. Sehr verlockend, doch in ihrer Kraft nicht ganz so mächtig wie oben in den Grenzhöhen, sind die Aufschriften der Gasthaltereien am Rande der Berge. Leider haben sie keine Schilde mehr, aber die Worte sehen schon prächtig aus: Weintraube, grüner Kranz, Morgensonne und gar: blauer Schimmel. Unsere Zeit, die alles an Abgeschmacktheiten fertig bringt, will diese sauberen Inschriften nicht mehr dulden. Ein hochgestimmtes Zechergemüth findet Freude daran. Wo schon die Aufschriften altväterlich klingen, muß auch Beschaulichkeit sein. Jeder Tag verwischt die Spuren der alten Ruhe. Es gibt am Rande der Sudeten Gasthaltereien, die sich fein wie die Bräute mit Flitter und Band schmücken und prall und glänzend aussehen, ihre Dielen noch mit Sand und frischem Stroh bewerfen. Es braucht gar nicht nach der Erntezeit zu sein, da man irgendwo und irgendwann auf die lustigen Verse der schlesischen Kirmes stößt: „Suchhe, die Kirms is ausgeblasa, die Joahne hängt zum Dache naus.“ Wer etwa gar zum Schweinschlachten in ein altes gemütliches Gewölbe hineingerät, kann selbst die behäbige Gemüthlichkeit betrachten und schmecken. Er muß sich auf mancherlei Späße gefaßt machen. Er hüte sich fein, diese krumm zu nehmen, wenn an allen vier Wänden leuchtet: „Wa de nie wiel Spoß verstiehn, da sol nie zu Tomma giehn.“ Wer wollte etwa behaupten, daß es in der Niederung Schlesiens, im Hügellande, keine altherwürdige Schenken gäbe? In Oberau bei Goldberg liegt das Kleinod eines altschlesischen Wirtshauses mit Niederungscharakter: hochgiebels, Holzkaltane, unendlich traulich und seßhaft.

Oft steht noch mitten in der Stube, wie in der „Wachholderchenke“, die Säule, das Wahrzeichen unendlicher Freude. Gewiß hat sie die hohe Aufgabe, die kaum in ihrer Bedeutung an die Schwiernisse heranreicht, den Tanz, die Brandung im Kreise zu lenken. Am runden Tische der Säule thronen noch in vielen Dörfern die Dorfgewaltigen. In diesen Gasthäusern kann man noch den Hut auf dem Kopfe behalten, wenn man eine „Glocke“, ein „Quartierla Rutgestresta“ trinkt. Es hat alles seine Gründe. Am runden Tische wird noch das Leben, die Ernte, die Steuer, die Schule besprochen. Herrliche Wanduhren habe ich in der Niederung getroffen, immer unaufbringlich und behaglich. Ein Kachelofen und breite Ofenbänke sind stets für frostige Leute bereitgestellt. Draußen auf dem Lande ist der Wirt Bauer. Bäuerisch ist oft noch das Hausgestühl. Die Lampe hängt über dem festen Tisch, Stühle mit herzförmigen Ausschnitten halten den Becher fest. Auf den kleinen Nebentischen standen oft noch Lichter. Die Fenster prangen im Blumenschmuck.

Alle, die wie Ritter durch die Niederung streifen, die aus den oberschlesischen Gefilden kommen, müssen nicht vergessen, Niederschlesien zu durchziehen und in Bärzdorf-Trach, Wünschendorf bei Lauban, Hummel, Schönborn, Lauterseeffen bei Löwenberg einzufehren. Der Gerichtskretscham in Lauterseeffen trägt noch die alte Inschrift über der Wirtshaustür: „Dieses Haus steht in Gottes Hand, zu den drei Linden wird es genannt.“ Es blüht noch manches Wirtshaus im Verborgenen, und keine Welt verdarb es bis jezt. Verborgene blüht auch noch der Grünberger

Wein. Dem lieben alten, stillen Städtchen kann man nicht genug wünschen, daß die bösen Nachreden schwinden. Die Mären erzählen, daß er die Löcher in den Strümpfen zusammenziehe, wie ein Stachelschwein durch den Hals kriechen und daß zu seinem Genuß stets zwei Männer vonnöten seien: einer trinkt, der andere hält ihn. Man erzählte einst, daß er den Vorgesmack des Hängens gebe. Aber es stellte sich heraus, daß es Märlein sind.

Wer so auf der linken Oderseite, von Oberschlesien her, gewandert ist, wird gut tun, sich über die Oder zu schlagen und auf der andern Seite in die Heimat zu pilgern. Auf der rechten Oderseite ist noch viel zu entdecken. Die Schenken sind nicht bei allen beliebt: „Zirgaskente, Weiberkränke!“ Das Wort aus dem Volksmund sagt genug.

ibt es eine schlesische Volksseele? Wie sich im Bereiche der Einzelseele die Erscheinungen wechselseitig beeinflussen und zu Gebilden höherer Ordnung zusammenwachsen, so auch in einer Gemeinschaft. Das wichtigste Mittel dieser Wechselwirkung ist die Sprache. Die geistigen Gesamtaufgaben und Gesamterlebnisse kleiden sich in sprachliche Formen. Die Volksseele ist mehr als ein begriffliches Zusammenfassen von seelischen Vorgängen, die in den Einzelgliedern der Gemeinschaft ablaufen; sie ist eine lebendige Einheit, die sich über die Einzelichs erhebt und doch stete Wechselbeziehungen gestattet, sie voraussetzt. Sie ist ebenso wirklich wie die Einzelseele, stellt die wertvolle Mittelkraft dar, die sich aus den vielen gegebenen Kräften ergibt. Alle leben und arbeiten, oft unbewußt, zusammen. Die Begabten spielen in diesem Kreise des gemeinsamen geistigen Lebens eine besondere Rolle. Die Einzelichs, ganze Geschlechterketten blitzen am Baume des großen Lebens auf, vergehen, andere treten an ihre Stelle. Keine Arbeit geht verloren. Die Wurzeln des Baumes reichen alle in die weite, gemeinsame deutsche Muttererde. Bande seelischer Art halten das Volk zusammen; die Volksseele gibt der Volksgemeinschaft erst Stärke, umfaßt sie doch alle seelischen Vorgänge und Handlungen. Sie ist im Verlaufe der Geschichte gewachsen. Sie lebt und schafft, hat ihre Eigenart. Jede Seele ist etwas werdendes und wachsendes. Schauen wir zurück in jene Tage, da in Schlesiens Wäldern das mutige Lied erklingt: „Na Dostland will wi fahren, na Dostland will wi mee, all öwer de Berge und Dale!“ Die Wagen knarren und ächzen; sie sind mit Saatkorn beladen, das Jungvieh brüllt an den Seilen. An der Spitze des Zuges reiten junge Männer mit Spieß und Schwert; der Frühlingswind bläht durch die braunen Lodenkittel der jungen Frauen. Die Sonne flimmert und leuchtet in der Ferne. Im Dorfgericht fern in Franken ist ihnen verkündet worden, daß unermessliches Land am Fuße östlicher Riesengebirge auf sie wartet. Mönche, Anwerber haben es im weiten Kreis der Gemeinde erzählt. Frei sollen sie sein von Fron und Fuhre. Eines Morgens steht der lange Zug der, leinenüberspannten Karren, zur Abfahrt bereit, auf dem Dorfanger. Wie sich Väter, Geschwister,

Mütter, Dorfleute herandrängen! Auch einige Mönche ziehen mit, in Sack und Riemen alte Schriften und Seklinge zu guten Reben. Langsam löst sich der Zug los. Die Kinder begleiten ihn am längsten. Im Flußthale strebt er entlang. Dann verschlingt ihn die Weite. Für den Weg haben sie sich auf Tod und Leben zusammengelobt, denn manche Gefahren drohen. Der Schwur gilt auch für das fremde Land. Wird es halten, was man erwartet? Der schwarzlockige Jude, der einst durch das Dorf wanderte, hat viel erzählt. Noch stoßen einige Bauernsöhne zum Zuge, denen die Heimat leid ist. Im Osten wollen sie alle ihr Glück gründen. Unverwundlich ist diese Hoffnung, lebt dieser Geist. Er schreckt nicht ab vor Sumpf und Einöde, vor saurer Arbeit. Schaffen wollen sie alle; das ist die rechte Siedlungsgefnung. Sie hält herb und fest an den Mühsalen. Hinaus in die Abenteuer, durchgehalten bis ans Ende! Fern liegt die alte Heimat. Sie wissen, daß sie nicht mehr heimkehren werden. Eine neue Heimat winkt. Der Wald wird gerodet, die Gehöfte wachsen auf, der deutsche Volkskörper sproßt über sich hinaus. Gewachsenes Volkstum ist unverwundlich! Man bringt sich selbst und so dem Volke Opfer. Die Saat geht auf, die Alten sterben dahin. Neue Geschlechter stehen zur Arbeit bereit. Ein Zug schiebt sich nach dem andern hinaus und verherrlicht das Deutschtum durch seine Taten. Es ist ein wackeres Geschlecht, zäh und hart. Es vollbringt die größte That des deutschen Mittelalters. Am reichsten fließt das deutsche Blut noch oben im Berglande. Hatten sich dort, geschützt durch Wald und Sumpf, noch Orte aus der Vandalenzeit erhalten? Schlesien ist ja germanische Heimat. Die Gestalt Rübezahl's weist in alte Zeiten zurück. Die Volksseele bedingt gerade Erinnerungen an gemeinsam erlebte Vergangenheit. Sie bedeutet aber noch mehr Zukunft! Volk ist erst eine Gemeinschaft, die eine Geschichte hinter sich, eine Zukunft vor sich schaut. Um diesen gemeinsamen Besitz, der die Herzen und Gedanken wärmt, sammeln sich die Tausende. Die Vergangenheit ist Deuterin für das Heute und Morgen; das Volk ist dann die geschichtlich gemordnete Kulturgemeinschaft. So bietet es großen Reiz, die schlesischen Bewohner, die einzelnen Volksgruppen zu gewahren, sie im Zusammenhange mit den anderen Volksbrüdern zu betrachten. Immer hat der Schlesier am deutschen Volksleben teilgenommen; ein wahrer Goldstrom von Männern und Taten ist in das alte Mutterland geflossen. Es hat seinen Dank heimgezahlt.

Unendliche Leiden sind über das Neuland gekommen. Zwischen Böhmen und Polen gelagert, mußte sich der Schlesier mit den Nachbarn abplagen. Man brannte ihm seine Dörfer und Städte immer wieder nieder. In den Hussitenkriegen litt das Land schwer, dann schlich das Elend des Dreißigjährigen Krieges umher. Die Schlesier flickten ihre Häuser schnell wieder zusammen. Die österreichische Herrschaft war ein Leben ohne Licht. Zur Zeit Karls IV. hatte Schlesien mehr bebautes Land als in den Tagen, da die Preußen vor Grünberg standen. Unsere Zeit ruft zum Rückblick, ruft zur Ausschau heran. Man muß auch dem Schlesier sagen: Das Fremde erhebt ihr, das Eigene kennt ihr nicht! Es wurde die laute, prunkende, äußere Wirklichkeit zum Schein, zur Lüge, der Weg zur Zukunft zeigt auf inneres

Sein, auf seelische Erhöhung. Durch die Heimat führt der Weg zur Liebe des Vaterlandes. Unsere Zeit drängt nicht nur zum Fühlen, sie will auch wissen und erkennen, will Beseelung, fordert Gipfel und Gründe. Der Anschluß an die inneren geistigen Kräfte ist herzustellen. Das Herrliche erhebt sich, sobald der Zugang zum Quell gefunden ist. Da wird jeder einzelne selbst die heutige seelische Not erkennen und das Morgen begründen.

Nie hat Schlesien zum polnischen Staate gehört; seit siebenhundert Jahren, seit 1163 ist es selbständig. Geschichtlich, erdkundlich, geistig ist es durchaus eine Einheit und weist zum deutschen Mutterlande hin. Alle schlesische Wirtschaft und Kultur ist ein Ergebnis deutschen Fleißes. Freude und Schicksal hat gerade Oberschlesien mit Mittel- und Niederschlesien erlebt; seit dem zwölften Jahrhundert vollzog sich die Besiedelung friedlich und schnell, wobei sie vielleicht auf alte germanische Überreste der Bevölkerung, besonders in den Sudeten, zurückgriff. Siebenhundert Jahre gemeinsame Geschichte und Kultur lassen sich nimmer auseinanderreißen.

Schriftenhinweise

Hoffmann v. Fallersleben u. E. Richter, Schlesiſche Volkslieder mit Weifen. Aus dem Munde des Volkes gefammelt. Leipzig 1842.

G. Amft, Volkslieder der Graffſchaft Glaſ. Habelſchwerdt 1911.

W. Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge. Mit Weifen, mit vergleichenden und geſchichtlichen Anmerkungen. Breslau 1912.

Handſchriftliche Sammlungen bewahrt die Stadtbibliothek zu Breslau im Auftrage der Schlef. Geſellſchaft für Volkskunde auf. Einzelne Niederhandſchriften finden ſich noch im Lande verſtreut vor. Von älteren Niederhandſchriften ſind zu nennen: Breslauer Niederhandſchrift aus dem Jahre 1478. Hf. I 32. 8°. Univ.-Bibl. Breslau; „ „ „ aus dem 15. Jahrh. Hf. I 113. 8°. Univ.-Bibl. Breslau; Schleiſche Niederhandſchrift aus dem Jahre 1603. R. 442. Stadtbibl. Breslau.

Vergleichend ſind noch heranzuziehen:

Vogt, Die ſchleiſchen Weihnachtsſpiele. Leipzig 1901.

Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge. Leipzig 1860.

Erl.-Böhme, Deutſcher Liederhort. Leipzig 1893—1894, zu dem der Kantor Jakob in Ronradsdorf bei Haynau ſchleiſche Volkslieder beisteuerte.

Für das ſchleiſch-ſprachliche Gesamtgebiet beſonders:

A. Peter, Volkſtümliches aus Oſterreich-Schleſien. Bb. 1 u. 2. Troppau 1865.

J. G. Meinert, Alte teutſche Volkslieder in der Mundart des Ruhländchens. Unveränderter Neudruck herausgegeben vom Deutſchen Volkslied-Auſſchuß für Mähren und Schleſien von J. Göz. Brünn 1909.

A. Gruſchka u. W. Toiſcher, Deutſche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891.

Jungbauer, Bibliographie des deutſchen Volksliedes in Böhmen. Prag 1913.

Hoffmann v. Fallersleben, Monatsſchrift von und für Schleſien. 1829.

Mitteilungen der Schleiſchen Geſellſchaft für Volkskunde mit ihren Veröffentlichungen. Schleiſche Provinzialblätter. Schleiſche Heimatblätter. Zeitiſchrift Schleſien. Oberſchleiſche Heimat. Oberſchleſien. Vierteljahrszeitiſchrift für Geſchichte und Heimatkunde der Graffſchaft Glaſ.

Roger, Sammlung polniſcher Volkslieder aus Oberſchleſien. Breslau 1863.

Hoffmann v. Fallersleben, Kuda, Polniſche Volkslieder der Oberſchleſier. (Verdeutſcht aus Rogers Sammlung.) Raſſel 1865.

Weiß, Album polniſcher Volkslieder. Leipzig 1867. — Wer das ſchleiſche Volkslied mit dem allgemeinen deutſchen vergleichen will, ſehe die Angabe der Schriften in den Volksliedern aus dem Eulengebirge! — Wer ſich in das Gesamtgebiet der deutſchen Volkskunde einarbeiten will, greife zu Blau, Der Heimatforſcher; A. Haafſe, Leipzig.





Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

221 S



001-000221-00-0

39
nr
e